Nr. 297 — Jahrgang 14 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Mittwoch, den 25. Dezember 1929

Volkswille

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 5.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20 % Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 12. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz Nr. 2097; für die Redaktion Nr. 2004

Professor Bartel konferiert

Noch keine Ministerliste — Besprechungen mit Pilsudski, Slawek und Zaleski — Sladkowski wieder Innenminister — Wenig Zuversicht bei den Linksparteien — Bleibt der alte Kurs?

Warschau. Professor Bartel, dem die Bildung der neuen Regierung übertragen wurde, hat nach seiner Rückkehr aus Lemberg eine Reihe von Konferenzen abgehalten, um sich die Mitarbeiter in seinem Kabinett zu sichern. Die Annahme der Regierungspresse scheint sich zu bestätigen, daß eine Reihe früherer Minister wieder in das Kabinett Bartel übernommen wird. Wenn auch versichert wird, daß sich Bartel bei seiner Breitschaft zur Regierungsbildung gewisse Zusicherungen hat geben lassen, so wird doch schon heute klar, daß der alte Kurs in der Innen- und Außenpolitik beibehalten wird. Professor Bartel konferierte zunächst mit dem Führer des Regierungsblocks, Obersten Slawek, von dem er die Versicherung erhalten haben soll, daß ihn dieser Klub im Parlament nach jeder Richtung hin unterstützen wird. Hierauf besuchte Bartel den Außenminister Zaleski, den Eisenbahnminister Kühn und den Finanzverweser Matuszewski, die ihre Mitarbeit zugesagt haben. Eine längere Konferenz hatte Bartel mit Pilsudski, die sich auf die Gesamtpolitik bezog. Die Besprechung bei Pilsudski dauerte über 1½ Stunden und soll eine endgültige Klärung der politischen Richtlinien herbeigeführt haben, indessen wird nichts Näheres bekannt, in welcher Richtung sie sich bewegen sollen. Die nächste Konferenz hielt Bartel mit dem Innenminister ab, der wahrscheinlich gleichfalls in das neue Kabinett übernommen wird.

In politischen Linkskreisen herrscht über die Konferenzen Bartels eine Mißbehagen, da man nicht erwartet hat, daß eine so große Zahl von früheren Ministern in das neue Kabinett übernommen wird. Mit der Rückkehr Pilsudskis, Zaleskis, hatte man allerdings gerechnet, aber ebenso bestimmt mit dem Ausscheiden Skladkowskis und Matuszewskis, die ja als die Vertreter der Oberstenpolitik gelten. In dem amtlichen Kommunique wird nur gesagt, daß die Besprechungen Bartels mit seinen künftigen Mitarbeitern ganz befriedigend verlief, weniger befriedigend sind heute die Pressekommentare der Opposition, die feststellt, daß sich demnach im Regierungskurs wenig oder nichts ändern werde und daß die Zusammenarbeit zwischen Sejm und Regierung sehr in Frage stehe.

Eine Verschwörung gegen Calles

den früheren mexikanischen Staatspräsidenten, ist in Mexiko aufgedeckt worden. Mehr als 75 Personen wurden verhaftet.

*

London. Einer Meldung aus Mexiko Stadt zufolge, ist dort eine Verschwörung gegen den vor kurzem aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrten früheren Präsidenten General Calles aufgedeckt worden. In der Hauptstadt wurden 20 Personen und in Tampico 30 Personen verhaftet.

Eine Bande von internationalen Anarchisten, bestehend aus 20 Personen. bei denen man aufrührerische Pläne fand, wurde des Landes verwiesen.

Genosse Schmidt Reichswirtschaftsminister

Veränderungen im Reichskabinett — Moldenhauer Nachfolger Hilferdings

Berlin. Der Reichspräsident hat auf Vorschlag des Reichskanzlers den bisherigen Wirtschaftsminister, Professor Dr. Moldenhauer, zum Reichsfinanzminister und den früheren Reichsminister und sozialdemokratischen Abgeordneten Robert Schmidt, zum Reichswirtschaftsminister ernannt.

Der neue Reichswirtschaftsminister

Berlin. Der neue Reichswirtschatfsminister Robert Schmidt, wurde am 15. Mai 1864 in Berlin geboren. Von 1893 bis 1903 war er Redakteur des „Vorwärts", worauf er von 1903 bis 1919 Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften und Angestellter dieser Organisation war. Oktober 1918 wurde er Unterstaatssekretär im Reichsernährungsamt, Februar 1919 Minister für Ernährung und Landwirtschaft, später Reichswirtschaftsminister. August 1923 war er Vizekanzler und bis November 1923 Minister für Wiederaufbau. Er gehört der sozialdemokratischen Partei an.

Reichswirtschaftsminister Robert Schmidt

Zwei kroatische Verschwörergruppen aufgedeckt

Agram. Der Agramer Polizei ist es gelungen, zwei Verschwörergruppen aufzudecken, die von kroatischen Emigranten im Ausland geleitet wurden, und zwar die eine von dem früheren Generalsekretär der kroatischen Bauernpartei, Dr. Krnjewitsch, und die andere von Moskau aus. Zwischen den beiden Gruppen bestand keine Verbindung. Die Polizei hat festgestellt, daß eine ganze Reihe von Anschlägen geplant gewesen sei. Von den Terroristen seien 9 Höllenmaschinen angefertigt, von denen 8 der Polizei in die Hände fielen. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. U. a. wurde Dr. Matschek festgenommen. Die Polizei hat ferner einen Kurier abgefangen und in seinem Rockfutter einen auf einem Leinwandzettel geschriebenen Befehl der auswärtigen Leiter vorgefunden, der eine Reihe von Persönlichkeiten enthielt, die beseitigt werden sollten. Unter ihnen sollen sich vier hohe Würdenträger der katholischen Kirche und der Leiter der Agramer Polizeidirektion befinden, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt war. Die Untersuchung wird mit großer Energie weitergeführt.

Politische Weihnachten

Die Politik ist ein garstiges Geschäft und nimmt wenig Rücksicht auf festliche und religiöse Gefühle. Das diesjährige Weihnachtsfest ist alles andere, nur nicht dazu berufen, von einem „Frieden auf Erden" als das Leitmotiv der Menschen zu gelten. Denn der politische Kampf tobt in allen Staaten Europas und sein Ausgang ist überall ziemlich ungewiß. Die alten reaktionären Mächte drängen sich in verschiedenster Gestalt zur Macht, um den Fortschritt der friedlichen Entwicklung zu hintertreiben, neue Kriege vorzubereiten und sind bemüht, dem „Friede auf Erden" ein Ende zu machen. „Den Menschen ein Wohlgefallen", heißt es so schön in den religiösen Sprüchen, aber das Wohlgefallen soll sich in Blut, in Kriegsgewinnen für eine kleine Schicht von Ausbeutern erfüllen, die überall am Ruder sind, um der demokratischen Entwicklung zu steuern und die früheren Machthaber wieder ans Ruder zu setzen, deren festeste Stütze das internationale Finanzkapital ist. Hier gibt es keinen „Frieden", sondern ein ständiges Ringen nach Macht und Gewinn, welcher von den breiten Volksmassen erzeugt werden muß. Und diese Weihnachtsfeiertage mit ihren festlichen, religiösen Sprüchen sind für die Katze, denn gerade die Mächtigen halten sich sehr wenig daran, sondern setzen alles aufs Spiel, um die Errungenschaften der Arbeiterklasse zu beseitigen. Und da sehen wir wieder, daß gerade dort, wo die Wortführer des Katholizismus am Ruder sind, sie die größten Quertreiber gegen die friedliche Entwicklung sind, hier verkündigen sie durch ihre „Gottesstellvertreter" auf Erden den Frieden allen Menschen und ein Wohlgefallen, aber in der Politik sind sie die eifrigsten Helfer der Reaktion, wie wir dies am deutlichsten in Oesterreich am Prälaten Seipel, dem katholischen Schutzherrn der Heimatwehren, beobachten konnten. Dieser katholische Prälat kannte nur eines, den Kampf gegen den Marxismus und damit den Kampf gegen die Arbeiterklasse, deren erkämpfte Rechte er beseitigen wollte, damit die Reaktion ungeschmälert schalten und walten kann. Die österreichische Arbeiterklasse hat diesen reaktionären Anschlag abgewehrt, hat die Grundrechte der Demokratie gesichert, und das ist für die arbeitenden Schichten Europas das einzige Weihnachtsgeschenk, welches wir im reaktionären Kurs erblicken können.

In Polen ist die Kabinettsbildung noch nicht vollzogen. Wir wissen nicht, welchen Weg das neue Kabinett gehen wird, aber wir wissen, daß uns Verfassungskämpfe bevorstehen, die alle darauf gerichtet sind, die erworbenen Rechte breiter Volksschichten einzuschränken, sie von der Anteilnahme am politischen Leben, an der Beherrschung des Staates zu behindern, den demokratischen Staat Polen der Großindustrie und der Landwirtschaft auszuliefern. Noch wissen wir nicht, in welcher Form die Verfassungskämpfe sich vollziehen werden, aber daß die demokratische Linie eingeschränkt werden wird, ist schon heute sicher. Es ist gewiß eine weniger christliche Entwicklung, wenn wir berücksichtigen, daß gerade die breiten Massen von der Staatsmacht ferngehalten werden sollen, die Jahrzehnte um diesen unabhängigen Staat gekämpft haben. Gewiß lassen sich heute noch feste Grundsätze der Verfassungsreform nicht erblicken, aber die Mehrheit des heutigen Sejms ist reaktionär, arbeiterfeindlich, weil sie gern die Periode des Zusammenbruchs der Mächte, mit ihrer Wiedereinsetzung in anderer Form liquidieren möchte. Für die polnische Arbeiterklasse ein weniger freudiges Weihnachtsgeschenk, welches uns durch die Verfassungsreform beschert werden soll.

In Deutchland sehen wir den Leidensweg einer bürgerlich sozialistischen Koalition, die gerade in der Arbeiterschaft einen Widerhall findet, weil man auf Schritt und Tritt beobachten kann, daß die bürgerlichen Parteien nicht gewillt sind, Opfer um ihren Besitz zu bringen, sondern diese immer wieder von der Arbeiterklasse fordern. Steuersenkung ist ihre Parole, nur keine Zugeständnisse an die breiten Volksmassen. Und diese Politik hat ihre Opfer gefordert, der sozialistische Finanzminister Hilferding mußte demissionieren, weil seine eigene Partei dieses Entgegenkommen an das Bürgertum unerträglich fand. Und wenn nicht das ganze Kabinett zurückgetreten ist, so nur deshalb, weil man vor außenpolitischen Entscheidungen steht, vor der zweiten Haager Konferenz, die den Schlußpunkt hinter den Youngplan setzen soll. Aber man wird sich in Deutschland dessen erinnern müssen, daß es ein Reichsbankpräsident Schacht war, welcher ihm in seiner schwierigen Finanzlage den Fußtritt versetzte und gebieterisch Reformen verlangte, die nur wiederum auf die Schultern der Arbeiter als Lasten abgewälzt werden. Und wenn wir auch an einen kommenden Erfolg derer um Hugenberg nicht glauben, so sollte man

sich doch darüber Rechenschaft abgeben, daß der deutschen Arbeiterklasse große Kämpfe bevorstehen, wenn sie ihre durch die Revolution erworbenen Errungenschaften erhalten will. Man bietet ihr ein weniger freundliches Weihnachtsgeschenk und, im Kampf gegen diese Errungenschaften, findet sich das gesamte Bürgertum einig, es will den Einfluß der Sozialdemokratie brechen und man kann schon heute den Tag sehen, wo das Zentrum mit der Volkspartei und einem Teil der Deutschnationalen wieder einen Bürgerblock gegen die Sozialdemokratie bilden wird, wie er früher von Marx bis Hergth bestand. Die Politik der Sozialdemokratie ist gut genug, das Reich in Nöten zu retten, Nutznießer dieser außenpolitischen Erfolge will das Bürgertum sein.

In Frankreich wird das Verständigungswerk Briands stark umkämpft, auch dort wollen die Nationalisten mit dem Nachbarn keinen Frieden, sondern die Beute aus dem Kriegsausgang, und um sie zu erreichen, wäre ihnen auch ein neuer Blutaderlaß gelegen, denn man will die Verluste im Weltkrieg aus den Knochen der deutschen Arbeitermassen erpressen. Englands Arbeiterregierung erlebt eine schwere Krise, man hat wiederholt ihren Rücktritt gefordert, es aber mit Rücksicht auf Neuwahlen noch nicht gewagt, sie zum Fall zu bringen, sie zu stürzen. Was einer Reihe verschiedener Kabinette seit Kriegsende nicht gelungen ist, die Arbeitslosenfrage zu liquidieren, das fordert man von der Arbeiterregierung im Verlauf weniger Monate. Da zählen außenpolitische Erfolge nicht mit, die den Worten „Frieden auf Erden" alle Ehre machen, Englands Unternehmertum will keine Opfer im Interesse der Arbeiterklasse bringen und daran wird die Arbeiterregierung Macdonald scheitern. Das wäre für die internationale Reaktion der schönste Trost, wenn es ihr jetzt auch noch gelingen würde, das Bollwerk der Demokratie, die englische Arbeiterregierung, zu stürzen.

In den Ländern der Diktatur sieht man alles, nur kein Wahrzeichen, welches auf die christlichen Worte vom „Frieden auf Erden" Rücksicht nehmen würde. Die Presse wird weiter unterdrückt, die Reaktion erhebt kühner denn je ihr Haupt, es regnet nur so von Kraftworten gegen den Frieden, man preist den Krieg als das letzte Mittel der Fortsetzung der „Politik mit anderen Mitteln." Unter solchen Voraussetzungen kann man von der Arbeiterklasse nicht verlangen, daß sie sich allein auf die trostreichen Worte von „Frieden auf Erden" verläßt. Das große Friedensfest, als welches Weihnachten gepriesen wird, ist im heutigen bürgerlich-privatkapitalistischen Staat eine große Täuschung der breiten Massen und die Kirche, die dieses Heil vom Wohlgefallen für alle Menschen verkündigt, ist überall Treuhändlerin der Reaktion. Aus der Religion hat man ein politisches Geschäft gemacht und sie wird Jedem dienen, der gerade den besseren Preis zahlt. Und gerade Weihnachten, das Fest des Friedens, sollte den breiten Massen die Augen öffnen, ihnen die Erkenntnis beibringen, daß sie nicht auf schöne Worte hören sollen, sondern ihr Werk in die eigene Hand nehmen.

Was wäre heute aus der Arbeiterklasse, wenn sie nur den schönen Bibelsprüchen nachgegangen wäre! Sie würde heute noch in Leibeigenschaft verblieben sein und auf ein besseres Jenseits nach dem Tode warten. Das ist das große Werk der Arbeiterbewegung, des Sozialismus, daß er den breiten Massen den Weg zur Selbstbefreiung gewiesen hat. Und weil die Erweckung des Bewußtseins der breiten Volksschichten die sozialistische Bewegung überall zum Einfluß im Staat gebracht hat, weil sie eine bessere Zukunft durch politische Betätigung verspricht und auch zum Teil schon erfüllt hat, deswegen werden die aufstrebenden sozialistischen Massen überall bekämpft, und gegen den Sozialismus finden sich Kirche und Staat getreulich zusammen. Nicht jener biblische Satz „Frieden auf Erden" kann unser Leitgedanke an diesen Weihnachtsfeiertagen sein, sondern jener Frieden, den der Sozialismus vorbereitet, indem er alle Vorrechte beseitigt und die Gleichberechtigung nicht auf dem Papier verheißt, sondern sie Wirklichkeit werden läßt. Erst im sozialistischen Staat gibt es Frieden auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen, an seinem Leben. Darnach zu streben, soll Aufgabe der Arbeiterklasse sein. —ll.

Genosse Abg. Thiele-Waldenburg gestorben

Berlin. Das Mitglied des preuß. Landtags, Abg. Thiele-Waldenburg, der der sozialdemokratischen Partei angehörte, ist am Sonntag in Waldenburg nach längerem schweren Krankenlager einem Krebsleiden erlegen. Er war Mitglied der Verfassungsgebendn preußischen Landesversammlung in den Jahren 1919 bis 1921 für Frankfurt a. d. O. und gehörte dem preußischen Landtag seit dem Jahre 1921 für den Wahlkreis Breslau an. Er stand im 52. Lebensjahre.

Von der Revolte im amerikanischen Staatsgefängnis Auburn

wo der Aufstand von 1580 Sträflingen erst durch Truppen nach erbittertem Kampf niedergeschlagen werden konnte. Die Meuterer mußten durch Tränengasbomben kampfunfähig gemacht und einzeln aus den umkämpften Gebäuden herausgeholt werden (im Bilde).

Deutsche Forderungen in der Tschechoslowakei

Ein sozialistischer Politiker über ihre Erfüllung — Eine neue Aera nationaler Zusammenarbeit

Prag. Der Prager Vertreter der Telegraphen-Union hatte Gelegenheit mit einem führenden deutschen sozialdemokratischen Politiker zu sprechen. Dieser erklärte, der neue Versuch, durch die Maßregelung deutscher Parteien auf nationalkulturellem Gebiet Vorteile zu erzielen, müsse ganz anders beurteilt werden, als der erste. Die tschechischen Sozialdemokraten hätten, wie dies auch in der Rede des Abg. Dr. Hampel zum Ausdruck gebracht worden sei, die Unterstützung der Forderungen der deutschen Sozialdemokraten zugesagt. Wenn auch mit Rücksicht auf die radikalen Tschechen eine Bindung der Regierung selbst durch eine ausdrückliche Feststellung in der Regierungserklärung nicht erfolgt sei, so seien doch bestimmte Zusagen gemacht worden. Freilich müßte ihre Erfüllung erst innerhalb der Regierungsmehrheit erkämpft werden. Es treffe sich glücklich, daß auch die allgemeinen demokratischen Forderungen nach Beseitigung der Härten einiger Gesetze, wie der Verwaltungsreform und des Finanzgesetzes gleichzeitig deutsche nationale Forderungen seien. Die Aufhebung der Beschränkung der Finanzhoheit der Gemeinden würde einen bedeutenden Teil der deutschen Selbstverwaltung wieder herstellen. Die Abschaffung der willkürlich erfolgten Ernennungen in den Bezirks- und Landesvertretungen und ihre Ersetzung auf dem Wahlwege würde gleichzeitig eine Stärkung des deutschen Elements bedeuten. Ganz im Gegensatz zu früher seien auch die deutschen Sozialdemokraten fest entschlossen, im Falle der Nichterfüllung dieser und anderer, insbesondere sozialpolitischer Forderungen die Regierungsmehrheit wieder zu verlassen, selbst wenn dadurch Parlamentswahlen herbeigeführt würden. Eine Hauptära sei auch der entschiedene Entschluß der Sozialdemokraten nicht mehr wie bisher zu dulden, daß die arbeitswilligen oppositionellen Parteien durch vollständige Nichtberücksichtigung ihrer berechtigten Forderungen vor den Kopf gestoßen würden. Die sozialistischen Parteien würden dafür sorgen, daß die Opposition regelmäßig über die politische Lage unterrichtet und damit in den Stand gesetzt werde, auch ihre Kritik in positiven Ergebnissen wirksam werden zu lassen.

Der Antrittsbesuch des neuen Sowjetbotschafters in London

stellte die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und England offiziell wieder her. — Links: Botschafter Sokolnikoff (vorn) mit den Herren seiner Begleitung beim Verlassen des Hotels. — Rechts: Die Staatskutschen, die die Sowjetdiplomaten zum Prinzen von Wales, dem Vertreter des Königs, führten.

Der chinesisch-russische Streit beigelegt

Ratifikation des Protokolls — Nanking stimmt zu — Die chinesisch-russische Konferenz am 25. Januar in Moskau

Peking. Marschall Tschanghsueliang hat am Mittwoch dem stellvertretenden Außenkommissar der Sowjetunion, Litwinow, telegraphiert, daß er das gemeinsame Protokoll zur Beilegung des russisch-chinesischen Streitfalls ratifiziert habe. Das Abkommen ist am Montag um 12 Uhr in Kraft getreten. Sämtliche russischen Gefangenen werden aus den chinesischen Gefängnissen entlassen.

Wie weiter gemeldet wird, hat Marschall Tschanghsueliang einen Befehl zur Demobilisierung der chinesischen Armee in der Nordmandschurei unterschrieben.

Die Nankingregierung stimmt zu

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, meldet die amtliche Telegraphenagentur der Sowjetunion, daß sich der chinesische Außenminister Dr. Wang für die Ratifizierung des russisch-chinesischen Abkommens über die Beilegung des Streitfalles zwischen den beiden Staaten ausgesprochen hat. Wie die amtliche Telegraphen-Agentur der Sowjetunion weiter zu wissen glaubt hat Dr. Wang erklärt, daß die Verhandlungen zwischen Moskau und Mukden mit Zustimmung Chinas geführt worden seien

Chinesisch-russische Konferenz am 25. Januar 1930

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, veröffentlicht das Außenkommissariat der Sowjetunion folgende Mitteilung: Nach der ersten Vorverhandlung zwischen der russischen und der Mukdener Regierung in Chabarowsk wurde beschlossen, am 25. Januar 1930 in Moskau eine chinesisch-russische Konferenz einzuberufen, um alle Streitfragen zu regeln. Der Post- und Eisenbahnverkehr zwischen China und Rußland wird wieder aufgenommen. Die russische und die chinesische Regierung haben sofort Schritte unternommen für die Demobilisierung ihrer Streitkräfte an der russisch-chinesischen Grenze. Außerdem verpflichtet sich die chinesische Regierung, alle weißgardistischen Formationen sofort zu entlassen. Die Vertreter der russischen Regierung begeben sich nach Charbin, um die Leitung der chinesischen Ostbahn zu übernehmen. Alle verhafteten russischen und chinesischen Staatsangehörigen, die sich in Gefängnissen befinden, müssen sofort entlassen werden. Das russische Konsulat in Charbin und das chinesische im russischen fernen Osten nehmen ihre Tätigkeit wieder auf. Das Abkommen über die Beilegung des Streitfalls tritt am 23. Dezember 1929 in Kraft.

Sieg der Wafdpartei bei den ägyptischen Wahlen

London. Von den 232 Sitzen des neuen ägyptischen Parlaments sind bisher die Ergebnisse von 160 bekannt. Hiervon entfallen 152 auf die Wafdpartei, die damit unbeschadet der noch ausstehenden 72 Sitze bereits über eine starke Mehrheit verfügt. In Deirut, in Oberägypten, ist es zu einem ernstlichen Wahlzusammenstoß gekommen, bei dem zwei Personen getötet wurden. In allen übrigen Landesteilen verliefen die Wahlen ruhig. Die Regierung wird, wie man erwartet, im Laufe dieser Woche zurücktreten und durch ein Ministerium unter Nahas Pascha ersetzt werden, der dann sehr bald in London erwartet wird, um in Verhandlungen mit Außenminister Henderson zu versuchen, den englisch-ägyptischen Vertragsentwurf im Sinne der Wafdpartei zu verbessern.

Versuchsfahrt Valiers mit dem Rückstoß-Wagen

Ingenieur Max Valier führte am Sonntag mittag auf der Avusbahn seine neue Erfindung vor, einen Rückstoß-Versuchswagen, bei dem nicht mehr, wie bisher, pulvergeladene Raketen, sondern flüssige Kohlensäure für den Antrieb sorgt. Der Führersitz befindet sich in der Mitte des Wagens; vor dem Sitz sind vier Stahlflaschen und dahinter weitere zwei Flaschen angebracht. Die verschiedenen Fahrtversuche gelangen überraschend gut. — Unser Bild zeigt Max Valier in seinem Rückstoß-Wagen vor dem Start.

Polnisch-Schlesien

Sozialistische Weihnacht

Es kommt darauf an, wie wir das Fest feiern!

Die christliche Weihnacht mit ihrem himmlischen Erlösergedanken hat für das klassenbewußte Proletariat ihren Sinn verloren. Die harten Erfahrungstatsachen haben uns die Kirche als Vertreterin der christlichen Religion in ihrer wahren Gestalt erkennen lassen. Unfähig, die Menschen sittlich zu läutern, steht sie heute nach zwei Jahrtausenden vor ihren eigenen Trümmern. Ihre Lehre ist aufgebaut auf Lohn und Strafe. Nur weil der Mensch Strafe zu gewärtigen hat, soll er gut sein! Die Kirche tritt ein für „Herren und Knechte". Sie sagt: „Es muß Herrschende und Untertanen geben." Die Kirche duldet das Schlemmerleben menschlicher Drohnen und vertröstet die emsigen, aber armen Arbeitsbienen auf einen legendären Welterlöser und auf ein unwahrscheinliches Jenseits. Die Kirche bricht durch ihre eigene Praxis ihre Lehre. „Du sollst nicht töten", sagt sie, aber immer hat der Pfaff beim Henker gestanden, und immer hat die Kirche den Krieg sanktioniert. Die Kirche hat brave, aufrechte Menschen gemartert und getötet. Sie hat selbst blutige Kriege geführt, im Namen Gottes, zur Ausbreitung und Festigung ihrer Lehre. Ihre Verkündigung zur Weihnachtszeit: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" ist Heuchelei und blutiger Hohn für die Arbeiter. — Im Weltkrieg war die Kirche für das Völkermorden. Die Geistlichen gingen in „Feldgrau" bis in die Etappe — weiter nicht — und segneten die Mordwerkzeuge und das „Kanonenfutter" ein.

Heute, im schweren wirtschaftlichen Ringen der Arbeiter ums Menschseinwollen, schleudert die Kirche den Konzerngewaltigen kein zorniges „Halt" entgegen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, wenn zugegeben wird, daß einzelne Geistliche — wenn auch vergeblich — gegen solch unsittliches, unmenschliches Treiben protestieren.

Wir Sozialisten hoffen auf keinen Welterlöser im Jenseits, sondern wir wissen, daß wir uns durch solidarisch vereinte Kraft und geistige Klärung selbst erlösen müssen. Wir wollen uns nicht ums Menschsein betrügen lassen durch Vertröstung aufs Jenseits. Wir wollen unsern Wohnstern schön und wohnlich einrichten für alle Menschen.

Wir Sozialisten und Marxisten wollen und müssen das Weihnachtsfest mit unserm sozialistischen Geist erfüllen. Hat es doch die Kirche ebenso gemacht. —

Sie hat ihr Weihnachten dem heidnischen Julfest unsrer germanischen Vorfahren entlehnt. Sie hat ihre Symbole in dieses Fest verpflanzt und hat es mit ihrem Geist erfüllt.

Unsere Symbole für dieses Fest sind Nächstenliebe und Solidarität und im Lichterglanz die bestimmte Zuversicht, daß es einst besser werde. Diese Deutung muß im Proletariat — namentlich im Kind — verankert werden. Weihnachtsfest — man könnte auch Gemeinschaftsfest oder Fest der Lichtfreude sagen. Im Interesse unserer proletarischen Ideologie zur Revolutionierung der Köpfe ist es nötig, daß der kirchliche Mythus der proletarischen Kindesseele ferngehalten wird. Die sozialistische Weltanschauung birgt eine Fülle ethischer Werte in sich, so daß dem Kinde ein sicherer Halt geboten wird. Diese Faktoren befähigen auch die proletarischen Eltern, ihren Kindern das Weihnachtsfest mit gutem Gewissen zu erklären. Die Weihnachtsgeschenke müssen den Sinn und Gedanken unseres Kulturstrebens atmen. Wir sind gegen den Krieg, gegen die Vernichtung von Menschenleben; dagegen wollen wir Kulturfortschritt und menschliche Veredelung. Darum dürfen wir unseren Kindern keine Kanonen, Gewehre, Säbel und Zinnsoldaten kaufen. Diese Dinge erwecken und festigen im kindlichen Gehirn leicht den Gedanken des Mordens und Vernichtens. Spielend gewöhnen sich solche Kinder an den Begriff Krieg. Bricht dann ein neues Völkermorden aus, so sind die jungen Sprößlinge leicht zu bewegen, gegen Menschen die Mordwaffe zu führen.

Aber wir sollen unseren Kindern — soweit die Mittel es gestatten — Spiele und Spielzeuge schenken, die neben der Unterhaltung der Belehrung und praktischen Uebung dienen. Wir sollen ihnen Werkzeuge geben, womit sie sich schöpferisch betätigen können. Sie sollen Freude und Gefallen am Bau und Aufbau nützlicher Dinge empfinden. Schenken wir ihnen gute Bücher, die, ihrem Verständnis angepaßt, die jungen Menschen in die Gedankenwelt von Kunst und Wissenschaft einführen, und geben wir ihnen Schriften in die Hand, wodurch sie mit unseren sozialistischen Idealen bekannt werden. Und dann: Lassen wir diese Dinge nicht vom Knecht Ruprecht bringen. Die großen Kinder glauben es ja doch nicht mehr. Sagen wir den Kindern offen, daß wir es ihnen schenken und daß wir ihnen eine Festfreude bereiten wollen. Dabei braucht man durchaus Geheimnisse und spannende Erwartung nicht auszuschalten. Der strahlende Lichterbaum im Haus, wie auch der lodernde Holzstoß zur Wintersonnenwende im Freien sind treffliche Symbole unseres sozialistischen Strebens. Beide verkörpern den Drang der Menschen nach der Lichtseite des Lebens. Und beide bedeuten den Kampf der sozialistischen Lichtquelle gegen die finsteren Mächte der Reaktion auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet. Singen wir auch die herrlichen, dem Volkslied entstammenden Weihnachtsmelodien im proletarischen Festgewand.

Die Jugend ist ja schon dabei, sich eine neue Festkultur im sozialistischen Sinne zu schaffen. Sie feiert Weihnachten im weiteren Gemeinschaftskreis. Auch das Naturfest der Wintersonnenwende hat sich außer bei der Jugend auch bei den Naturfreunden, Freidenkern usw. eingebürgert.

Weihnachten in solchem Sinne gefeiert, bedeutet einen großen Fortschritt auf dem Wege sozialistischer Festkultur.

Wir entgehen so auch der Gefahr, das Fest im Sinne bürgerlicher Verfallskultur zu feiern. Wir wollen uns zu Weihnachten nicht genießerisch in die Sofaecke vergraben oder im Alkohol ersäufen, sondern wir wollen neben der Freude auch an den Ernst der Zeit denken. Wir wollen unser Leben im Licht sozialistischen Zielstrebens prüfen.

Der Sozialismus hat eine wirtschaftliche und eine ethische Seite. Er wird den Menschen nicht nur ein menschenwürdiges Dasein bringen, sondern auch eine neue Religion — wenn man es so nennen will —, die in höherem edlerem Menschentum und im Diesseits wurzelt. Wenn auch der Kampf auf geistigem Gebiete und im Sinne edlen Wettstreits nie aufhören wird, so wird man dann doch mit mehr Berechtigung als die heutige Kirche sagen können:

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Das Weihnachtsgeschenk für die oberschlesischen Arbeiter

Der Weihnachtsmann hat in diesem Jahre den oberschlesischen Arbeitern blutwenig gebracht. Er scheint auch „Standesunterschiede" zu kennen, denn er hatte für die Direktoren und die höheren Beamten volle Hände und volle Taschen, für die Arbeiter ist ihm dann nichts, oder, so gut wie nichts, mehr übrig geblieben. Für den Fleiß, für die Mehrleistung der oberschlesischen Arbeiter, erhielten die höheren Beamten reiche Weihnachtsgaben, die in viele Tausende gehen und die Arbeiter sind dabei leer ausgegangen. Die Direktoren erhielten „Tantiemen" bis zu 100 000 Zloty, neben ihren ohnehin hohen Gagen, die man mit Recht fürstliche Gagen nennt.

Es sind wirklich fürstliche Gagen, denn die polnischen Fürsten reißen sich um die Generaldirektorenposten in der oberschlesischen Schwerindustrie. Wir haben bereits die hohe Ehre, einen solchen fürstlichen Generaldirektor in der Person des Fürsten Sapieha zu besitzen und mit der Zeit dürften noch mehr fürstliche Herren uns die Gnade erweisen. Und doch ist die Mehrleistung der oberschlesischen Arbeiter kein Verdienst der Direktoren, nicht einmal der fürstlichen Direktoren, sondern des, durch die elenden materiellen Verhältnisse erzwungenen Fleißes der Arbeiter. Die Konjunktur in der Kohlenindustrie ist nicht nur gut, sondern sie ist direkt glänzend. Die Löhne will man nicht erhöhen, aber man sagt den Arbeitern, daß sie schon verdienen können, wenn sie wie die Maschinen schuften werden.

In Amerika wurde der „elektrische Arbeiter", der sogenannte „Robot" erfunden, der nicht nur reden, sondern auch arbeiten kann. Der „Robot" führt gewisse Arbeiten blitzschnell aus und dürfte mit der Zeit die ganz groben mechanischen Arbeiten ausführen. Der „Robot" ist eine gewöhnliche Maschine, die vermittels des elektrischen Stromes gewisse mechanische Bewegungen ausführen kann. Bei seiner Vervollkommnung wird er der arbeitenden Menschheit gute Dienste erweisen können. In Polnisch-Oberschlesien ist der „elektrische Arbeiter" überflüssig, denn er würde mit unseren lebendigen „Robots" gar nicht mitkommen können. Die oberschlesischen Kumpels stellen alles Dagewesene in den Schatten. Sie schwitzen Blut und schuften wie die Maschinen, damit die Herren Direktoren und Generaldirektoren reiche Weihnachtsgaben erhalten. Es wird bei uns nicht nur Tag und Nacht, sondern an jedem Sonn- und Feiertag Blut geschwitzt. Dafür gibt es nicht nur kein Weihnachtsgeschenk, sondern auch nicht einmal die im Tarif vorgesehenen Zuschläge für Sonntagsarbeit. Die Zuschläge erhalten dann die Direktoren als Weihnachtsremuneration und die Arbeiter haben das Nachsehen.

Die wahnsinnige Jagd und Hast bei der Arbeit hat dann zur Folge, daß die oberschlesischen Arbeiter mit 40 Jahren Krüppel und nirgends mehr zur Arbeit aufgenommen werden. Solcher jungen Krüppel haben wir viele Tausende in unserer engeren Heimat, die ihr einziges Kapital, die Arbeitskraft, verschleudert haben, und heute einer ausgepreßten Zitrone ähnlich aussehen. Sie fallen dann sich selbst und der Allgemeinheit zur Last und niemand hat Freude an ihnen, am wenigsten ihre Familien.

Eine solch schreckliche Schufterei macht auch den Kampf um den höheren Lohn unmöglich. Die Kapitalisten berufen sich auf die „hohen" Verdienste der Arbeiter, die es fertig bringen, aus einer, zwei Schichten zu machen, freilich auf Kosten ihrer Arbeitskraft und ihrer Gesundheit. Der Verdienst ist aber nicht höher, der durch die wahnsinnige Schufterei erzielt wird, denn die Arbeitskraft erschöpft sich und sie versagt zu früh und der Arbeiter steht dann überhaupt ohne jeglichen Verdienst da. Der Mehrverdienst von heute muß also auch für jene Zeit, wenn die Arbeitskräfte versagen, gerechnet werden, und daher ist es eben nicht wahr, wenn gesagt wird, daß der Arbeiter viel verdient. Der Lohn bei normaler Arbeitsleistung ist ein elender, viel niedriger, als das Existenzminimum vorschreibt. Die Unvernunft der Arbeiter und die Gleichgültigkeit der Organisation gegenüber, machen den Kampf um einen höheren Lohn fast unmöglich.

Vor Weihnachten wurden den Arbeitern einige Brocken, in Gestalt der 4 proz. Lohnerhöhung im Bergbau, die 3 proz. Erhöhung der Akkordsätze in den Zinkhütten, dann einige Brocken für die Metallarbeiter, hingeworfen. Die Arbeiter in den Eisenhütten gingen überhaupt leer aus. So sieht das Weihnachtsgeschenk der schlesischen Arbeiter aus. Soviel pflegt man am Weihnachtsfeiertage einem Bettler hinzuwerfen, um ihn loszuwerden.

Weihnachten für die Arbeiterkinder

Das polnische Kultusministerium hat angeordnet, daß in allen Waisen- und Erziehungsanstalten „polnische Weihnachten" gefeiert werden sollen. Diese Weihnachtsfeiern sollen mit dem 10jährigen Bestande der polnischen Republik verknüpft werden. Die Weihnachtsfeiern stellt sich das Ministerium so vor, daß die Zöglinge gemeinsam mit dem Erziehungspersonal die Mahlzeit einzunehmen haben und bei diesem Anlasse werden entsprechende Reden gehalten, wobei den Kindern die Bedeutung der Unabhängigkeit des polnischen Staates beizubringen ist. Freilich wird auch ein Christbaum angezündet und die Kinder erhalten kleine Weihnachtsgaben.

Grundsätzlich wäre dagegen nichts einzuwenden, daß der Staat und die Kommune den armen und verlassenen Kindern eine Weihnachtsfreude bereiten, obwohl wir den Zusammenhang der Weihnachtsfeier mit der 10jährigen Unabhängigkeit des polnischen Staates bezweifeln, weil das Weihnachtsfest weder polnischen Ursprungs ist, noch sonst irgendwie damit etwas zu tun hat. Unsere Vertreter in den Kommunen drängen darauf, daß die Gemeinden den armen Arbeiterkindern Freude am Weihnachtsfest bereiten sollen, und tatsächlich geschieht das auch in vielen oberschlesischen Gemeinden. Die Gemeinden veranstalten ein gemeinsames Weihnachtsfest mit Christbaum und beschenken die armen Kinder mit kleinen Gaben. Das ist nur zu billigen, und es muß darauf bestanden werden, daß dieser Brauch überall, d. h. in allen Gemeinden, eingeführt wird.

Wir müssen aber entschieden gegen den Mißbrauch der Weihnachtsfeier durch verschiedene bürgerliche „Wohltätigkeitsvereine" auftreten, die auf Kosten der Allgemeinheit, anläßlich der Weihnachtsbescherung, Propaganda für den Klerikalismus und die bürgerlichen Parteien treiben. In jeder größeren Gemeinde bestehen viele solche Vereine unter verschiedenen Titeln. Sie heißen meistens Katholische Frauenvereine, die jedesmal an die Gemeinden vor den Weihnachten mit Subventionsanträgen herantreten und die Subventionen als ihr gutes Recht betrachten.

In einer schlesischen Stadtgemeinde gerieten sich die „Stadtväter" wegen der Subventionen in die Haare. Die deutschen Vertreter wollten von dem Betrage von 6000 Zloty, der für Weihnachtssubventionen vom Magistrat zur Verfügung gestellt wurde, zwei Fünftel für den deutschen katholischen Frauenbund haben und drei Fünftel des Betrages schenkten sie großartig den katholischen polnischen Frauenvereinen. Der Antrag wurde damit begründet, daß die katholischen Damen bereits Einkäufe für die armen Kinder besorgt haben. Alle bürgerlichen Gruppen waren bei der Aufteilung der Subventionen für die Arbeiterkinder sehr besorgt. Daran, daß in der Gemeinde zwei wirkliche Arbeiterparteien bestehen, und zwar eine deutsche und eine polnische, dachte niemand.

Wie kommen denn die bürgerlichen klerikalen Vereine dazu, auf Kosten der Allgemeinheit den armen Arbeiterkindern Weihnachtsfeste zu veranstalten? Wenn sie wirklich um die Arbeiterkinder so sehr besorgt sind, wie sie uns das vormachen wollen, dann sollen sie das aus eigener Tasche tun. Ihnen geht es jedoch um etwas anderes als um die Arbeiterkinder. Zu allererst wollen sie sich als „Wohltäter" bei den Arbeitern aufspielen und warten auf den Dank der Arbeiter. Dann wollen sie mit den Geldern der Gemeinden Propaganda für ihre klerikale und politische Richtung treiben. Der Zweck ist von weitem durchsichtig, wo es mit der „Wohltätigkeit" hinaus soll.

Tatsächlich werden bei der Verteilung der Subventionen Arbeiterorganisationen, die doch mittendrin in dem Arbeiterelend stecken, übergangen. Falls sie etwas erhalten, so ist das verschwindend wenig und es wird nur zum Schein gegeben, daß man „gerecht" bei der Verteilung der Weihnachtssubventionen vorgegangen ist. Gegen solchen Weihnachtsschwindel und Mißbrauch durch die bürgerlichen Vereine müssen die Arbeiter auf das Energischeste protestieren.

Achtung, ehemalige Kriegsgefangene!

Das Ministerium für Arbeit und Wohlfahrt macht darauf aufmerksam, daß das Gefangenengeld für diejenigen Kriegsgefangenen des letzten Weltkrieges, welche in England registriert wurden und noch Geldbeträge zu erhalten haben, diese durch den Hauptverband für Kriegsgefangene in Posen, auf der ul. Slowackiego 35, erhalten. Die Interessenten haben sich möglichst bald an den Verband zu wenden.

Gegen den Mißbrauch der Dienstautos

Eine Reihe von staatlichen und kommunalen Instituten besitzen Dienstautos, was schließlich begreiflich ist. Diese Autos werden aber nicht immer für Dienstzwecke gebraucht, und man sieht nicht selten die „Naczelniks" mit ihren Familienmitgliedern in den Dienstautos herumfahren, und zwar nicht in dienstlichen Angelegenheiten, sondern zum Vergnügen. Abgesehen von der Abnützung des Wagens kommt Benzin- und Oelverbrauch in Frage und der Chauffeur muß für diese Extratouren, die meistens an Sonn- und Feiertagen gemacht werden, besonders entschädigt werden. In den Ausflugsorten kann man hunderte solcher Dienstautos an Sonn- und Feiertagen beobachten, und unter ihnen recht viele Militärautos, die an der Farbe und dem Abzeichen leicht erkenntlich sind. Selbstverständlich werden diese Vergnügungsreisen auf Kosten der Steuerzahler gemacht. Der Mißbrauch der Dienstautos ist so groß, daß man bereits in Warschau darauf aufmerksam gemacht wurde.

Das Innenministerium hat eine Verordnung über den Gebrauch der Dienstautos vorbereitet, die dem Mißbrauch vorbeugen soll, und die in den nächsten Tagen veröffentlicht

werden soll. Ob sie aber befolgt wird, das ist eine andere Frage, denn gegen einen „Naczelnik“ wagen die Untergebenen nicht aufzutreten, und das Publikum erfährt über die Lustreisen der höheren Beamten nichts. Die Dienstwagen sind auch nicht von den Privatautos zu unterscheiden und schließlich heißt es, daß die Fahrt in dienstlichen Angelegenheiten unternommen wurde. —

Die schlesischen Notare

Es fällt uns nicht ein, für die schlesischen Notare eine Lanze zu brechen, doch soll hier eine Tatsache registriert werden. Nur vier schlesische Rechtsanwälte haben ihre Notariate lebenslänglich verliehen bekommen. Es sind das die Rechtsanwälte Wolny, Czapla, Kobylinski und Mierzejewski. Alle anderen erhalten das Notariat nur für ein Jahr, das jedesmal erneuert werden muß.

Die „Polonia“ weiß zu melden, daß zwei Rechtsanwälten, die das Notariat schon lange hatten, es nicht verlängert wurde. Es ist das der Rechtsanwalt Kempka in Tarnowitz, und ein zweiter, den die „Polonia“ nicht nennen will, doch kann man aus der Schreibweise des Blattes entnehmen, daß es sich um den früheren Starosten Lerch handelt. Die „Polonia“ ist der Ansicht, daß die Maßnahme mit der politischen Betätigung der beiden Rechtsanwälte im Zusammenhang stehen dürfte. —

Kattowitz und Umgebung

Zum Tanzabend Valeska Gert.

Ueber die hervorragende Tänzerin Valeska Gert, die am Sonntag, den 29. Dezember, abends 8 Uhr, in der Reichshalle Katowice tanzt, schreibt „Nowuy Zritel“ Moskau: „Zu den künstlerischen Plänen von Valeska Gert gehört nicht die Verwandlung der niedrigen Wahrheit in den „erhabenen Betrug“. Sie wird zu sehr mitgerissen von der Wichtigkeit der Epoche und ihrer Atmosphäre, um nach den toten Inseln der verstorbenen Schönheit zu flüchten. Die Gegenwart diktiert die Themen, die Gegenwart sendet blitzartige Signale — und Valeska Gert formt durch Bewegung, Mimik und Pose die sonderbaren Masken unserer Zeit. Die Freude, durchsetzt mit dem harten Unterton der Trauer, die Hoffnung durchtränkt mit tönender Verzweiflung, bestimmen sie zur Erweiterung der Grenzen des alten Tanzes, auf der Suche nach einem geschmeidigeren und präziseren choreographischen Lexikon. — Die Stadt ist die Basis, die Nährstoffe für die soziale Phantastik gibt, ihre Gegensätze sind reiches Material für die feinfühlige Künstlerin, und Valeska Gert wirft sich gierig in den purpurnen Samum des Stadtlebens. Auf dem Grunde der gesunkenen Menschheit sammelt sie ihren Fang. Und nun fangen die fantasmagorischen Gestalten der Kupplerinnen, Kanaillen und Narkotiker an, sich vor den erschütternden Zuschauern zu verkrampfen und zu erschrecken. In ihren Tänzen tanzt das ganze kapitalistische Jahrhundert. Sie gibt das kapriziöse Tempo der Zeit wieder, die komplizierte Tonleiter der gegenwärtigen Rhythmen. Manchmal erstarrt sie, und dieses Statuenhafte, voll von verborgener Spannung, wirkt noch überzeugender.“ — Karten für diesen Tanzabend sind bei der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-A.-G. und in der Buchhandlung Hirsch zu haben. —

Die Geschäfte bis 5 Uhr geöffnet. Die Polizeidirektion gibt bekannt, daß die Geschäfte heute, den 24. Dezember, nur bis 5 Uhr geöffnet sein dürfen.

Feiertagsdienst der Kassenärzte der O. M. K. Ch. für Katowice I. Von Dienstag, den 24. Dezember, nachmittags 2 Uhr, bis Mittwoch, den 25. Dezember, nachts 12 Uhr, versehen folgende Kassenärzte den Dienst: Dr. Hurtig, 3-go Maja 5, Dr. Knosala, Polsuskiego 10, S.-R. Dr. Proskauer, 3-go Maqa 10. Von Mittwoch, den 25. Dezember, nachts 12 Uhr, bis Donnerstag, den 26. Dezember, nachts 12 Uhr: Dr. Bloch, Marjacka 7. Dr. Korn, Rynek 5, Dr. Krajewski, Dyrekcyjna 3.

Die Standesämter sind vorübergehend geöffnet. Bei den Standesämtern 1, 2 und 3 in Kattowitz wird am 2. Weihnachtsfeiertag, also Donnerstag, den 26 Dezember und am Feste der Hl. drei Könige am Montag, den 6. Januar nach Mitteilung des Magistrats, vormittags von 11 bis 12 Uhr, amtiert. Ferner ist auch das Standesamt 4 an den beiden Feiertagen geöffnet jedoch in der Zeit von 10 bis 11 Uhr vormittags. y.

Wer kann Auskunft geben? Sonntag vormittag um 8 Uhr entfernte sich die geisteskranke Maria Klaß aus der Wohnung in unbekannter Richtung. Bekleidet war sie mit einem blauen Rock, Wolljacke, schwarzen Strümpfen und Lederschuhen. Etwaige Nachrichten werden erbeten von Josef Klaß, Katowice, ulica Kozielska 3.

Zwei schwere Straßenunfälle. Auf der ulica Miczkiewicza in Kattowitz glitt infolge der eingetretenen Glätte die Marie Duda aus Zalenzerhalde so unglücklich aus, daß sie einen Bruch des rechten Beines davontrug. — Ein ähnlicher Unglücksfall trat auf der ulica Batorego in Kattowitz ein. Dort stürzte der Johann Miernik aus Altberun zu Boden und brach bei dem heftigen Aufprall auf das Pflaster das linke Bein. Die Schwerverunglückten wurden in beiden Fällen nach dem städtischen Krankenhaus eingeliefert. x.

Feuer infolge Leichtsinnigkeit. In den Kellerräumen eines Hauses am Kattowitzer Ring brach Feuer aus, welches durch die Unvorsichtigkeit eines Dienstmädchens hervorgerufen wurde. Das Feuer wurde in kurzer Zeit von der Berufsfeuerwehr gelöscht. Der Brandschaden soll nicht wesentlich sein. x.

Königshütte und Umgebung

Genosse Herbert Kruppa †.

An den Folgen einer Operation verschied unerwartet der Schriftsetzer Genosse Herbert Kruppa im blühenden Alter von 23 Jahren. Der Verstorbene war ein eifriges Mitglied in der Partei, in der Arbeiterjugend und in den Kulturvereinen und stellte sich gern in den Dienst unserer gemeinsamen Sache. Wir werden sein Andenken in Ehren bewahren. Die Beerdigung findet am Donnerstag, den 26. Dezember (2. Weihnachtsfeiertag), nachmittags 2.30 Uhr, von der Leichenhalle des Hedwigstiftes, an der ulica Karola Miarki (Hummereistraße) aus statt. Die Parteigenossinnen und Genossen werden ersucht, an der Beerdigung vollzählig teilzunehmen.

Die Wahl der Gemeindeschöffen findet nicht statt

Von amtlicher Seite wird mitgeteilt, daß die neugewählten Gemeindevertretungen in den schlesischen Landgemeinden die Gemeindeschöffen nicht wählen werden, desgleichen auch nicht die Gemeindevorsteher, weil nach der Landordnung für die Gemeinden vom 3. Juli 1891 die Gemeindeverwaltungen jedesmal für die Dauer von 4 Jahren gewählt werden. Die Gemeindeverwaltungen wurden nach den vorletzten Kommunalwahlen 1926 gewählt und verbleiben in ihren Aemtern noch ein Jahr. Dagegen werden die Magistratsmitglieder in den Stadtgemeinden neu gewählt. Die Verschiebung der Wahlen der Gemeindeverwaltungen ist auf die Unklarheit der gesetzlichen Bestimmungen der schlesischen Wahlordination zurückzuführen. Der schlesische Sejm hat hier etwas übersehen und hat die Frist für die Amtsdauer der Gemeindeverwaltungen nicht festgesetzt. Mithin gelten für die Landgemeinden weiterhin die Vorschriften der alten Landordnung vom 3. Juli 1891. Doch bestimmt der § 75 der Landordnung, daß die Gemeindeverwaltungen das erstemal zwar für die Dauer von 6 Jahren, später aber alle 4 Jahre neugewählt werden müssen. Die 6 Jahre kommen hier nicht in Frage, weil die Selbstverwaltung nicht mehr neu ist. Nach den gesetzlichen Bestimmungen, und an diese scheint sich die Wojewodschaft zu halten, müssen die Gemeindeverwaltungen im November 1930 neugewählt werden. In den ganz kleinen Landgemeinden ist es schließlich gleichgültig, wann die Wahl der Gemeindeleitungen stattfinden wird. Hier ist die Zahl der fähigen Gemeindeleiter sehr beschränkt und man pflegt gewöhnlich bei jeder Wahl dieselben Leute zu wählen. Anders ist es in den größeren Industriegemeinden, denn hier haben die Wahlen in der Zusammensetzung der Gemeindevertretungen wesentliche Veränderungen gebracht, die dann auch bei den Wahlen der Schöffen zur Geltung kommen.

Jedenfalls bedarf die Sache einer Aufklärung, denn es geht nicht an, die Wahltermine der Gemeindeschöffen von jenen der Gemeindevertretungen zu trennen. Mit dieser Frage wird sich der schlesische Sejm noch befassen müssen und auch ein einheitliches Wahlgesetz für die ganze Wojewodschaft schaffen. Heute stehen zwei Wahlordinationen für die Gemeinden in der Wojewodschaft in Kraft, nämlich eine mit Wahlzwang für Polnisch-Oberschlesien und eine ohne Wahlzwang in Teschen-Schlesien. In Polnisch-Oberschlesien steht das Wahlrecht für die Gemeinden allen Bürgern zu, die das 25. Lebensjahr beendet haben, während in Teschen-Schlesien vom 21. Lebensjahr gewählt wird. Ein derartiges Durcheinander muß verschwinden. Das Wahlrecht muß allen Bürgern, die das 21. Lebensjahr vollendet haben, verliehen werden und der Wahlzwang ist abzuschaffen.

Die polnische Regierung wollte Chorzow verkaufen

Polnische Minister reden über die Chorzower Stickstoffwerke und wir erfahren bei diesem Anlasse interessante Sachen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten.

Anläßlich einer polemischen Rede des Ministerpräsidenten Switalski, welche gegen den Sejm und die früheren Regierungen gerichtet war, hat der gewesene Ministerpräsident Grabski ein offenes Schreiben an Switalski gerichtet. Darauf antwortete der Handelsminister Kwiatkowski, der bekanntlich als zweiter Direktor bei den Chorzower Stickstoffwerken angestellt war. Der Minister beruft sich auf seine frühere Tätigkeit in Chorzow und sagt, daß Polen die Stickstoffwerke aus der deutschen Hand halbfertig übernommen hat. Zum weiteren Ausbau der Stickstoffwerke brauchte die Direktion 1 Million Goldfranken und sie wandte sich an Grabski persönlich um eine Anleihe, wurde aber von Grabski schroff abgewiesen. Die polnische Regierung, die schon damals mit dem Verlust der Stickstoffwerke in Chorzow rechnete, wollte das ganze Unternehmen verkaufen bezw. verpachten, um zu retten, was sich noch retten ließ. Aus diesem Grunde wollte man auch in Chorzow kein Geld investieren und wies das Anleiheersuchen ab. Die Direktion wandte sich in ihrer verzweifelten Lage persönlich an Korfanty, der damals ein „ungekrönter König von Polen“ war. Beide Direktoren, die wir hier nicht nennen wollen, sind bei Korfanty persönlich erschienen, weil der damalige polnische Handelsminister sie an Korfanty gewiesen hat. Die Aussprache bei Korfanty war sehr kurz. Korfanty erklärte, daß Geld für Chorzow gefunden werden kann, aber die Regierung muß zu ihm andere Leute schicken, und zwar solche, mit welchen er in Geschäftssachen in einer verständlichen Sprache sich unterhalten kann. Nach dieser Erklärung Korfantys wandte sich die Direktion der Chorzower Stickstoffwerke an den damaligen Sejmabgeordneten Bartel und bat ihn um eine Intervention. Bartel hat zugesagt und tatsächlich kamen mehrere Tage darauf gegen 25 Sejmabgeordnete nach Chorzow, unterzogen die Stickstoffwerke einer gründlichen Besichtigung, informierten sich auch über alle Einzelheiten und eine Woche später traf die telegraphische Nachricht aus Warschau ein, daß 1 Million Goldzloty für die Stickstoffwerke in der Landeskasse in Königshütte zur Behebung bereitliegen.

Seit dieser Zeit haben die Stickstoffwerke aus eigenen Erträgnissen 25 Millionen Zloty investiert, haben an die Staatskasse 10 Millionen Zloty eingezahlt, zahlen jährlich an Staats- und Kommunalsteuern den Betrag von 4 Millionen Zloty und zahlen jährlich die fälligen Raten an Deutschland. Sie haben ihre Produktion seit 1922 um 400 Prozent gesteigert. Der Minister Kwiatkowski zieht daraus den Schluß, daß das damalige System, wie es in Polen vor dem Maiumsturz herrschte, korrumpiert war, da man auf geradem Wege nichts erreichen konnte.

Uns interessieren die Folgerungen weiter nicht, wichtig ist aber die Feststellung der Tatsache, daß die polnische Regierung schon im Jahre 1922 mit dem Verlust der Stickstoffwerke gerechnet hat. Da muß man sich wirklich wundern, warum keine Verständigung mit den rechtmäßigen Besitzern gesucht wurde? So viel wir wissen, waren die Deutschen bereit, über die Stickstoffwerke zu verhandeln und Polen hätte das Unternehmen billig erwerben können. Man zog aber einen langwierigen Prozeß vor und verspielte ihn.

Aus der Janower Kommunalarbeit

Keine Einigung bei der Verteilung der Arbeiten an der Wasseranlage beim Rathausbau — Zusatzkredite für das Budget 1929/30 — Erhöhung der Löhne der Gemeindearbeiter — Herabsetzung des Lichtpreises

Die gestrige Janower Gemeindevertretersitzung verlief, wie die letzten, mit Kampfstimmung, die allerdings, vielleicht des Weihnachtsfestes wegen, diesmal keine allzuscharfen Konturen annahm. Die gewöhnliche Kampfeinstellung zeigte sich bei den Verteilungen der Arbeiten am Rathausbau. Die anderen Punkte wurden glatt erledigt, so daß die Sitzung in einer Stunde zu Ende ging.

Pünktlich um 5 Uhr eröffnete der Gemeindevorsteher Szeja die Sitzung. Zur Verhandlung kamen 7 Punkte. Nach Verlesung des Protokolls der letzten Sitzung, das diesmal ohne Beanstandung angenommen wurde, schritt man zur Zuweisung der Wasserversorgung- und Ableitungsarbeiten im neuen Rathaus. In Frage kamen zwei Firmen und zwar Ptak und Grzondziel. Die P. P. S. trat für Ptak ein. Die Korfantyanhänger sprachen für Grzondziel. Auch die Vertreter der deutschen Fraktion waren für die Zuweisung der Arbeiten der Firma Grzondziel. Es wurde viel hin und her geredet. In der Abstimmung ergab sich ein gleiches Stimmenmaß für beide Firmen, so daß der letzte Entscheid dem Gemeindevorsteher verblieb.

Desgleichen konnte man sich nicht einig darüber werden, wer die Installationsarbeiten im Rathaus erhalten soll. Die nähere Wahl fiel auf die Firmen Kokott, Rosdzin und Jura, Janow. Die Abstimmung ergab ein Mehr für die Firma Jura.

Darauf einigte man sich debattelos auf eine Erhöhung der Zusatzkredite für 1929/30, um die Summe von 12 430 Zloty. Die Erhöhung betrifft außerordentliche Ausgaben für Dienstreisespesen der Beamten, Ausbesserung von Schulgebäuden, Straßenzügen, Drucksachen usw.

Einstimmig beschloß man die Bezüge der Gemeindearbeiter und die sozialen Zulagen für die Familienangehörigen derselben, mit Gültigkeit vom 1. Januar 1930 nach dem Projekt des Gemeindevorstandes zu erhöhen.

In Angelegenheit des Lichtpreises gab der Gemeindevorsteher bekannt, daß derselbe von der Giesche-Sp.-Akc. für die Strombelieferung von Nickischschacht und Gieschewald um 100 Prozent erhöht worden sei. Vom Myslowitzer Magistrat seien dem Gemeindevorstand Janow günstige Angebote gemacht worden, um Janow von Myslowitz mit elektrischem Strom zu versorgen. Der Gemeindevorstand Janow hat darum diesbezgl. Verhandlungen aufgenommen. Dagegen sei der private Lichtverbrauch ermäßigt worden. Man einigte sich dahin, nach den neuen Preissätzen den Lichttarif von 45 auf 36 Groschen pro kw herabzusetzen.

In den Bekanntmachungen wurde wiederum die Angelegenheit mit dem Protokollanten, Gemeindesekretär Istel, behandelt. Hierzu erklärte die P. P. S., daß der Gemeindevorsteher gefaßte Beschlüsse ignoriere. In der Entgegnung gab der Vorsitzende zu verstehen, daß die Vorschriften ihn für das Ordnungswesen verantwortlich machen und er Istel wieder zum Protokollanten heranziehen wird. Es bleibe der deutschen Fraktion überlassen, welche Konsequenzen sie daraus ziehen will.

Darauf schloß Gemeindevorsteher Szeja die Sitzung, mit dem Wunsch an die Gemeindevertreter, ein fröhliches und glückliches Weihnachtsfest zu verleben. —h.

Weihnachtsfeier der Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt“.

Am vergangenen Sonntag, nachm. 5 Uhr, eröffnete die Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt“ Königshütte im großen Saale des Volkshauses, den Reigen aller diesjährigen Weihnachtsfeiern. Wie gewöhnlich, war auch dieses Jahr der Besuch ein starker, kein Wunder bei der vielen Mühe und Liebe, die die „Arbeiterwohlfahrt“ der festlichen und geselligen Ausgestaltung den alljährlichen Weihnachtsveranstaltungen entgegenbringt. Insbesondere muß die Anerkennung diesmal der wackeren Leiterin der Kinderfreunde und ihrer Kinderschar vorbehalten werden, die den geselligen Teil allein mit ihren „Kleinen“ bestritt. Im Saal entwickelte sich schon vor Anfang ein frohes Treiben, besonders die zahlreich erschienenen Kinder der Mitglieder harrten mit glänzenden Augen und frohen Herzens der Dinge, die sie hören und sehen sollten. Und in der Tat, es war sehr schön.

Um 5.30 begann die Feier mit einigen Musikstücken der Hauskapelle, der Genossen Bronner sen. und jun., die auch den ganzen musikalischen Teil des Abends vorzüglich bestritten. Ein von Frl. Bronner betitelter Prolog „Weihnachtsglocken“ wurde stimmungsvoll vorgetragen. Die Begrüßungsansprache hielt die Vorsitzende der Frauengruppe, Frau Kuzella, indem sie alle Erschienenen herzlichst willkommen hieß, die Bedeutung der Feier für die Armen beleuchtete und allen den Dank, die zur Verschönerung und Gelingen des Festes beigetragen hatten, im Namen der Armen aussprach. Hierauf trug der Kinderchor unter Leitung der Genossin Berta Kuzella „Stille Nacht“ und andere Weihnachtslieder mit besonderem Text vor. Ein Theaterstück in vier Aufzügen, betitelt: „Das verlorene Lachen“ wurde von den Kinderfreunden allein aufgeführt und machte auf die Anwesenden einen sichtlichen Eindruck, indem der Kontrast zwischen arm und reich vor Augen geführt wurde. Das flotte Spiel ist besonders hervorzuheben, weil es ohne Vorsager aufgeführt wurde. Ein weiteres Gedicht „Weihnacht“, vorgetragen von der kleinen Tier, Reigen und Kinderchöre

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

„Knecht Rupprecht" — eine historische Figur?

Die Gestalt des Knechtes Rupprecht, der zur Weihnachtszeit Rute und Sack erscheint, um die Bösen strafen und die Guten zu lohnen, ist schon häufig Gegenstand auch der wissenschaftlichen Erörterung gewesen. Man hat versucht, den weißbärtigen „rauhprächtigen", rauh leuchtenden Greis als Ueberbleibsel der germanischen Mythologie, als Inkarnation der Eisriesen oder gar Wodans zu deuten; man hat zur Stützung dieser These auf den früher viel häufigeren Mummenschanz gelegentlich seines Auftretens als auf einen Anklang an die germanischen Julfestgebräuche, man hat ferner auf die Betonung des düsteren, harten strafenden Prinzips der Rupprechtfigur gegenüber dem weit milderen süddeutschen St. Nikolaus hingewiesen. Im Zusammenhang mit Forschungen, die jenes Julfest nicht als ein Freudenfest, sondern als eine dem Gedächtnis der Toten geweihte Feier erklärten, glaubte man auch die dem Knecht Rupprecht zugeschriebene Allwissenheit erklären zu können, da die Toten nach germanischem Glauben ja in Wodans Halle sitzen und alles sehen, was auf Erden geschieht, also auch die kleinen Sünden der Kinder. Diese Hypothesen schienen auszureichen, und die Gestalt Rupprechts als rein mythische Erscheinung stellte ja auch zunächst zufrieden. Durch neuere Forschungen wird nun aber auf die Wesenheit Rupprechts ein ganz neues und interessantes Schlaglicht geworfen, und es steht zumindestens fest, daß der weihnachtliche Mummenschanz in dieser Beleuchtung an dichterischer Schönheit und menschlicher Tiefe unendlich gewinnt. Freilich wurde dies Ergebnis durch eine nach ganz anderer Richtung zielende Forscherarbeit zustande gebracht, und zwar durch die Aufdeckung der geschichtlichen Quellen für die Sage vom „Tanz von Cölbigk".

Das anhaltische Dorf Cölbigk lag eine knappe Wegstunde von der Stadt Bernburg an der Saale entfernt. Hier spielte sich der Sage nach im Jahre 1021 jener unheimliche, groteske und wilde Vorgang ab, der die damalige Zeit fast ein Jahrhundert lang ergriff und beschäftigte. Nach einer der ältesten Quellen, einer ursprünglich an der Tür der Cölbigker Kirche angebrachten Niederschrift, haben sich „etliche baursleute zusammen gethan auf das fest der heiligen christnacht und allda gesungen und gesprungen uf dem Kirchhof zu Kulbigk dermaßen, das der prister sein ambt nit vor ihnen vorbringen hat können. hat sy hochlich ermant, umb gut willen von solch vornemen abzustehn — hat alles nicht seint wollt . . . Alse nun des pristers vormanen an inen nicht vorsache (nütze), hat er gesagt: „Ey nun gebe got und sanckte Mangnus, das ir ein gantz jar alse singen und tanzen muest!"

Zu des Priesters Entsetzen tut sein in der Wirrnis des Zorns herausgeschrieener Fluch seine Wirkung: tanzen müssen die Unglücklichen, immerfort tanzen, und obgleich der Priester selbst, dessen Tochter sich unter den Tänzern befindet, den wilden Reihen einzuhalten versucht — es gelingt nicht, und die alte Chronik fährt fort: „So haben sie darnach ein gantz jar al umb getantzt und bis under ire gurtlen kuelen in die erden getantzt und ire kleider seint nicht veralt, ire schu nicht zurissen, har noch bart unversert bliben, auch weder regen noch schne auf sie gefallen . . ." Nach einem Jahre endlich kommen die Bischöfe von Köln und von Hildesheim nach Cölbigk und bitten durch ihre Fürsprache bei Gott die Tänzer von ihrer furchtbaren Strafe los. Die sinken zusammen, die Kleider fallen ihnen wie Zunder vom Leibe, und mehrere von ihnen sterben — unter ihnen des Priesters Tochter, und der Priester folgt ihr nach.

Geschichtlich betrachtet dürfte dieser Sage eine im 12. Jahrhundert sehr verbreitete Form des Veitstanzes (so genannt nach dem heiligen Veit, dessen Hilfe man anflehte, als im Jahre 1374 eine epidemische Tanzwut auftrat), die sogenannte „Trommelwut" zugrunde liegen die sich auch in dem damals typischen Erscheinen von Geißlerscharen und anderen von religiösem Wahnsinn Befallenen äußerte, und die gerade in jener Cölbigker Christnacht ungewöhnlich heftig, vielleicht überhaupt zum ersten Male auftrat; daß der Fluch des Priesters die Tanzwut nur verstärken, die Erkrankung nur verschlimmern mußte, dürfte an Hand moderner Psychoanalyse klar sein. Jedenfalls ist geschichtlich erwiesen, daß bis 50, ja 80 Jahre nach dem Vorgang Epileptiker in Deutschland, Frankreich und sogar in England unter dem Vorwand bettelten. daß sie Ueberlebende aus der Tänzerschar von Cölbigk seien; auch zwei Bettelbriefe solcher an Epilepsie Erkrankten sind erhalten.

Eine Beziehung zwischen dem Priester von Cölbigk, der zur Weihnachtszeit leichtsinnige Jugend aufs Furchtbarste bestraft. und der Gestalt des Knechtes Rupprecht wurde schon früher vage vermutet, weil eine auffällige Namensgleichheit vorliegt: nach den vorhandenen lateinischen, französischen und deutschen Quellen hieß der Priester nämlich ebenfalls „Rodbertus", Rupprecht. Diese Uebereinstimmung der Namen sowie des strafenden Prinzips in beiden mit dem Weihnachtserlebnis verknüpften Gestalten gab zu denken, zumal nach dem vorher Dargelegten die Geschichte vom Priester Rupprecht eine ungeheure Verbreitung fand. Immerhin war diese These allzusehr phantasiebetont, um wissenschaftlich anerkannt zu werden und erst den gründlichen Forschungen von Dr. Hermann Siebert gelang es, diese Ableitung zu belegen. Siebert stellte nämlich fest, daß man in der Cölbigker Gegend sowie im weiteren Umkreis der dem Dorfe Cölbigk benachbarten Stadt Bernburg, ja sogar bis tief nach Sachsen hinein und nach Norddeutschland hin im Volksmund noch heute von dem „Bernburger Heelen Christ" spricht und damit den Knecht Rupprecht bezeichnet. Diesem „Bernburger heiligen Christ", auch „Rupprecht von Bernburg" und „Cölbigker Heeler Christ" benannt, haftet auch all die Düsternis und die Grausamkeit des Priesters Rupprecht an; so sagt man in der Köthener Gegend: „Der Berenborger Heelechrist, der de kleenen Kinder frißt"; und wenn man ausdrücken will, daß es zu Weihnachten nur Strafe und keine Bescherung gibt, so sagt man bis nach Merseburg und Leipzig hinauf: „Es kommt nur der Bernburger Heele Christ". (Daß es häufig „der Bernburger" und nicht immer „der Cölbigker" heißt, erklärt sich aus der Bedeutung und der Bekanntheit des damaligen Verkehrsknotenpunktes und Marktortes Bernburg gegenüber dem unbedeutenden Dorfe Cölbigk zur Genüge.) Jedenfalls ist die Identifizierung mit dem Knecht Rupprecht vollkommen. Und selbst wenn sich die historische Gestalt jenes Priesters nur mit heidnischen Ueberlieferungen vermischt haben sollte, so ist der Gewinn an dichterischer Verklärung und menschlicher Vertiefung der Rupprechtsgestalt doch sehr groß. Die Charakteristik der Figur, die strafend und düster der milden Gestalt des Christkindes vorangeht und die stereotype Frage stellt: „Kannst du beten?" — dieser düstere Bote eines lichten Gottes, der doch ohne seinen lichten Gott nichts ist und nur nimmt und straft, nicht gibt und beglückt, gewinnt einen ganz anderen Sinn, wenn man des fanatischen Priesters von Cölbigk gedenkt . . .

Gerhard Hermann Mostar.

Das Märchen vom schenkenden Herzen

Es war einmal ein grimmig kalter Weihnachtstag. Frostklar hob sich der helle Winterhimmel von dem tief verschneiten Waldrücken ab. Nichts ringsum, als das Schweigen der erstarrten Natur. Kein Bächlein rieselte, kein Vöglein sang. Nur manchmal das Aechzen eines schwer beladenen Astes. Sonst tiefe Ruhe.

Mitten da hinein klingelte von fernher der feine Ton eines Glöckchens, und nicht lange darauf sah man eine Frau, die mit Mühe einen Schlitten mit einem Kinde vorwärts schob. Je näher sie kamen, desto deutlicher konnte man sehen, daß die Frau mit dem Kinde auf das tiefste erschöpft war. Sie waren sicher von weither gekommen.

„Ach, wieder kein Haus, so weit man sehen kann", seufzte die Frau. „Ich fürchte selbst, daß wir uns recht verirrt haben. Ist dir nicht kalt, mein Liebling, und hast du nicht Hunger? Wir wollen unser letztes Stückchen Brot essen und dann versuchen, ob wir nicht doch auf den rechten Weg kommen."

Das Kind, ein blondes Mädchen von etwa sechs Jahren, schaute der Mutter recht lieb in das sorgenvolle Gesicht. „Mir ist gar nicht kalt, aber Hunger habe ich wohl. Meinst du nicht, daß drüben bei der hohen Tanne ein Stückchen Haus heraussieht? Es ist mir vorhin gerade so gewesen, als ob etwas Lebendiges dort hin und her gehen würde." Die Mutter schaute angestrengt zu dem Platz. bis sie einen lauten Freudenschrei ausstieß, „O Kind, sieh, Rauch, blauer Rauch kommt dort hervor. Bestimmt ist das ein Haus. Wir wollen erst hin, bevor wir essen." Und voll Freude setzte sie das Kind wieder zurecht, deckte es sorgfältig zu und zog mit neuem Mut dem blauen Rauch entgegen. Es war richtig ein Haus, das tief verschneit in der Waldeinsamkeit lag. Ein alter Förster mit einem Rudel Hunde hatte hier sein Quartier und ging alltäglich den Futterhütten frisches Heu und Wildkastanien aufschütten, damit die vielen Rehfamilien bei der strengen Kälte nicht Mangel leiden mußten. Höchlichst erstaunt kam er heraus, als die Hunde beim Anblick des Schlittens einen großen Lärm schlugen, und musterte die seltenen Gäste. Zaghaft sprach die Frau: „Bitte, sagen Sie uns, wie wir hier ins Städtlein hinunter kommen. Wir sind von drüben, jenseits der Grenze und erhoffen bei Verwandten ein Unterkommen zu finden."

Der Alte musterte die Frau erst ein wenig und lud sie dann ein, mit dem Kinde näher zu treten. „Daran ist nicht zu denken," sagte er, „daß ihr heute noch ins Städtlein herunter kommt. Der Weg ist ungangbar und ihr würdet euch nicht zurechtfinden. Bis morgen wollen wir dann weiter sehen."

Indessen hatte sich das Kind mit den Hunden angefreundet. Miteinander gingen sie durch das Haus des Forstmannes, in dem nichts vorbereitet war. Die Frau richtete die Stuben ein wenig weihnachtlich her. Aus der wohlgefüllten Speisekammer holte sie dann alles, was sie brauchte und vergaß auch nicht, einen Weihnachtskuchen zu backen. Draußen war inzwischen frühe Dämmerung eingebrochen. Mit schweren Schritten stapfte der Förster durch die Hausflur, als er hinter der Tür das helle Lachen des Kindes hörte. Die Mutter erzählte dem Mädchen gerade eine Geschichte, um es von der fehlenden Weihnachtsfreude abzulenken. „Und weißt du," sagte sie gerade, „das Beste ist, ein gutes Herz zu haben, das freudig alles zu geben bereit ist. Ein solches Herz wird niemals alt. Jede Freude, dem anderen bereitet, ist ein Schatz, der nie vergeht. Er ist der Jungbrunnen, der ewig frisch, immer von neuem sprudelt. Das schenkende Herz allein ist das Beste, was ein Mensch erwerben und besitzen kann. Dadurch wird er reich und glücklich und lebt freudig bis an sein Ende." Der Mann vor der Tür hatte voll Staunen zugehört. Wie recht hatte die Frau. So arm und freudlos war sein Leben nur, weil er niemand hatte, dem er eine Freude hätte bereiten können. Eine Weile dachte er nach. Dann stürmte er aus dem Hause, dem Walde zu.

Nicht lange darauf kam er wieder zurück und trug eine kleine Tanne. Mit leisen Schritten ging er ins Zimmer und zog die Tür hinter sich zu. Aus alten Schubladen und Kasten kramte er bunten Tand heraus. Ein paar Lichter, Spielsachen, mit denen sein seit langem verstorbenes Töchterchen gespielt. Alles baute er um den mit vieler Mühe geputzten Baum auf. Sein Herz wurde immer fröhlicher, wenn er an die Ueberraschung der beiden dachte. Kaum war er zu Ende, wurde schon an die Tür geklopft. Die helle Stimme von Klein-Ilse rief zum Essen. So gut hatte es dem Förster schon lange nicht geschmeckt. Gar bald hatten sich die Leutchen angefreundet und Ilse durfte schon Onkel Förster sagen. Nur zu gern willigte die Mutter ein, mit dem Kinde hier im Forsthause zu bleiben und dem Förster die Wirtschaft zu führen. „Nun kommt", sagte dieser. Mit einem verschmitzten Lächeln ging er voran und zündete die Lichter an. Wie erstaunten da Mutter und Kind, als sie den geschmückten Weihnachtstisch sahen. Diese große Freude läßt sich nicht beschreiben. Das Kind nahm bald die Puppe, bald den Ball, das Bilderbuch zur Hand und konnte sich nicht sattsehen an den Herrlichkeiten. „Mütterchen," rief es, „sieh, der gute Onkel Förster hat das Märchen vom schenkenden Herzen wahr gemacht. Nicht wahr er wird immer froh und glücklich sein. Was sollen wir dir schenken?", frug sie ernsthaft. „Bleibt bei mir, euer fröhliches Lachen wird mich wieder fröhlich machen. Ein kleines Fleckchen dann in eurem Herzen, das mir gehört, und ich bin überreich beschenkt." Nur zu gern sagten Mutter und Kind zu und es wurde fröhliche Weihnacht gefeiert.

Winters Einzug in den deutschen Bergen

Verschneites Gehöft.

Der Ringkampf

Von Friedrich Wolf.

Friedrich Wolf ist der Autor von „Kolonne Hund" und „Kampf im Kohlenpott" und des Dramas „Zyankali", das in Berlin so großen Erfolg hatte.

Mein Freund Hayn, kurz „Aubacke" genannt, erschien eines Morgens gegen 7 Uhr auf meiner Bude über dem Neckar. Mit den Worten: „Erhebe dich und wandle!" und mit der Spitze seines Alpstocks trieb er mich vom Lager. Eine Stunde später zogen wir zwei Tübinger Studenten des Jahres 1908 bereits gen Süden. 22 Mark betrug unsere „Börse". Alb und Hegau glühten in tropischer Sonne. Am fünften Tag, dem Tag vor Pfingsten, kamen wir in Konstanz an. Die Stadt glich einem Heerlager. Bei der Verbrennung des Hus' kann es nicht bunter gewesen sein. Das ganze Landvolk war zur Kirmes in dem Ort. Vergebens suchten wir ein Bett oder nur einen Stuhl. Es war schon Nachmittag.

Da gingen wir zum See. Die Körper brannten uns von den fünf Sonnentagen über die Kalk- und Wacholderfetzen des Hegau. Von einer Bootsverleiherin, dick wie ein Walfisch und gutmütig wie ein Lamm, nahmen wir einen Kahn. Hinaus auf den See! Die Brocken herab und ins grüne, glashelle Wasser! Zwei Stunden tollten wir vom Wasser ins Boot, vom Boot ins Wasser.

Einmal, da „Aubacke" sich trocknet, ich ihn wieder taufe, er mir nach will, kippt das Boot. Die Kleider rutschten ins Wasser und beginnen zu versacken. Gerade noch greifen wir zu. Klatschnaß sitzen wir im Kahn. Die Kleider haben wir; aber der Inhalt der Taschen liegt drunten im See; Aubackes Uhr und alles Geld. Kein Pfennig ist uns geblieben, nicht einmal ein Pfand zum Versetzen. Und die Miete für das Boot? Wir überlegen einen Augenblick, ob wir im Gebüsch an Land gehen und das Boot dem Spiel der Wellen übergeben sollen. Doch es obsiegt das Gute in uns. Wir fahren zu unserem Walfischweib und legen die Bootsleine und unser Schicksal in ihre Hand. „Saudreckete Kerle," gurgelte es aus ihrer Brust; dann aber umschleiert sich ihr Auge. Sie greift in den Seitenschlitz ihres Rockes und gibt jedem von uns einen Fünfziger fürs Vesper und für den Markt. Dies Bootsweib gehört in die Legende.

Wir Rohlinge sind nicht einmal gerührt oder beschämt. In einer halben Stunde ist die Mark hin; jetzt beginnt der Hunger der wie eine Feile an der Magenwand reibt.

Der Markt! Buden an Buden. Schießstände, Freßzelte, Schaugerüste. Jeder Hosenmatz hat seinen Groschen. Nur wir sind „aller Mittel entblößt". Dabei zauberhafte Attraktionen: Wettauchen von Nixen und Seelöwen! Lotterie mit Ringwerfen, worin ich schon als Junge geradezu ein Champion war und mit fünf Würfen einmal eine Wanduhr und ein Bowlenservice ge-

mann. Dann ein Lachkabinett, eine Teufelstreppe, eine Illusionistenschau mit der Dame ohne Kopf im Sarg. Und hier eine richtige Wildwestbude mit der „boa constricta gigantica“, was da ist die original mexikanische Riesenschlange, die da mißt von der Zungenspitze bis zum Schwanz 12 Meter, von dem Schwanz bis zur Zungenspitze hin wiederum 12 Meter, in ganzer Länge also 24 Meter! Die wahre Weltattraktion bietet sich aber zu sehen, meine Herrschaften, in Jenny, der Riesendame, dem stärksten Weib des Kontinents, welches zum griechisch-römischen Gürtelkampf herausfordert jeden Mann, wes Standes und Landes er auch sei! Wer aber Jenny im Gürtelkampf zu besiegen vermag, für den sind an der Kasse hinterlegt . . . 50 (!) Mark!“

Paukenwirbel! Fanfare!

Aus dem Dunkel des Zeltes tritt . . . Jenny! Sehr beachtlich, sehr selbstbewußt, sehr kompakt! Sie kreuzt nach der Art der Schwergewichtler ihre Arme auf die Brust und blickt mit kühlem Marmorblick auf uns Kümmerlinge da drunten, die wir noch nicht die Zweizentnergrenze erreicht haben.

„Na?!“ stößt mich Aubacke in die Rippen.

Sein Hohn peitscht mich. Wie ein grimmiger Hund habe ich schon die ganze Zeit die 50 (!) Mark an der „Kassa“ angestiert. Unfaßbar, was man dafür essen, trinken, leben könnte! In München und Nürnberg hatte ich mir im Fünfkampf erste Preise geholt. Sollte man den Fleischkoloß da wirklich nicht erledigen? „Also keiner der Herren?“ ruft der Herr Direktor.

Auf einmal, wie von einem Wind hinaufgeweht, stehe ich oben.

Der Herr Direktor starrt mich entgeistert an. Sofort aber ist er wieder Herr der Lage, flüstert etwas mit mir armen Irren und zerrt mich nach vorn. Trommelwirbel! Fanfarenstoß! „Meine Damen und Herren! Der Mann ist gefunden, der da wird kämpfen mit Jenny, dem Riesenamazonenweib des Kontinents. Es ist Fred Wurmsam, der Studentenchampion von Westeuropa! Meine Damen und Herren! In nie dagewesener Weise werden sie heute sich paaren sehen Kraft, Schönheit, Grazie und Ehre um den Generalgewinn der Hauptprämie von 50 (!) Mark, ausgesetzt für den Sieger von der Direktion!

Die letzten Worte gehen unter im Ansturm der Massen. Im Nu ist die Vorstellung ausverkauft. Ich selbst harre in einer durch eine Zeltbahn abgeteilten Ecke der Bude meines Schicksals. Leicht erschöpft will ich mich auf einen Sack setzen; doch darin schiebt etwas in dicken Wendungen: die „boa constricta gigantica“.

Dann kommt Jenny mit dem Chef. Wir machen Shakehands. Jenny taxt mich mit einem Blick und scheint sehr beruhigt. Der Chef aber ist sehr erregt: man müsse die Nummer in mehrere „Piecen“ aufteilen. Der Laden sei gerammelt voll, und draußen wartet mindestens noch dreimal so viel Publikum! Wir sollten zuerst Gewichte stemmen . . . die erste Nummer; dann etwas Ringen mit Griffesuchen und Bodenkampf, doch ohne Entscheidung . . . die zweite Vorstellung mit Publikumwechsel; wiederum Scheinkämpfe und dann der letzte große Clou um die Hauptgeneralprämie! Fünf knüppelvolle Vorstellungen seien gesichert!

„Na und?“ fragt Jenny und legt den Kampfgürtel um ihre Hüften.

Der Chef versteht. „Jeder von euch beiden erhält 2 Mk. Gratifikation pro Vorstellung!“ Jenny sieht mit einem Marmorblick auf den Mann im Frack. Dann mit einer Kopfbewegung gegen mich: „Und wenn er siegt?“ Der Frack schüttelt sich vor Lachen über diesen guten Witz. Er läuft hinaus in die Manege, da das Publikum schon ruft und johlt.

Jenny sieht ihm nach. Auf einmal blitzt es in ihrem breiten Gesicht, vielleicht die Wut des Schausklaven: „Knicker! Scheißkerl!“

Gongschlag! Die Gewichte werden nach draußen geholt.

Gongschlag! Wir springen in die Arena!

Wir beginnen zu stemmen und mit den Griffkugeln zu werfen. Man hat mir ein blaurotgestreiftes, ärmelloses Trikot angezogen; ich war damals prima in Form, riß rechts einen Zentner: das Gewichtewerfen war meine Spezialität. „Der hat Bouillon!“ kommt's von der Rampe. Der Publiko ist auf meiner Seite. Dann markieren wir ein paar Gänge Gürtelkampf nach Art der Schweizer „Schwingens“. Die Gegner packen sich an den Gürtelgriffen und suchen einander aufzuheben und niederzukannten.

„Unentschieden!“ ruft nach drei Minuten der Chef. „Der nächste Match in der nächsten Vorstellung! Beginn in zehn Minuten! Es wird gerungen bis zur Entscheidung! Generalprämie für Fred, falls er siegt, volle 50 (!) Mark!“

Wir stehen wieder in unserer Garderobe. „Der Schinder! Paß uff! Der beschummelt dich!“ knurrt Jenny, in deren Riesendamenhirn ein Gedanke sich gebiert. Plötzlich legt sie in einer Art Solidarität ihre gigantische Hand auf meine Schultern: „Soll ihm versalzen werden, dem . . .“

Strahlend springt der Chef herein: „Los, Freunde! Wieder rappelvoll! Der ganze Markt steht vor der Bude!“

Mir ist doch nicht ganz wohl in der Manege. Der Publiko setzt Erwartungen auf mich. „Die Gegner reichen sich die Hände, verpflichten sich, nach den Regeln der allround catch sa catch can in fairem Stil zu kämpfen und schwören einander ewige . . .“ Wir haben schon losgelegt. Jenny lupft mich einige Male und wirbelt mich wie einen Ball durch die Arena. Ehe sie aber wieder am Mann ist, stehe ich wieder. Doch unmöglich, im Gürtelkampf bei dem Koloß etwas auszurichten.

„Der zweite Gang unentschieden! In der nächsten Vorstellung . . .“ Aber da kommt er beim Publikum jetzt recht. Ein ohrenbetäubendes Gejohle: „Entscheidungskampf! Kassa!“ Der Chef droht mit der boa constricta, die er loslassen will. Er macht sich völlig madig.

Da flüstert mir Jenny zu: „Los du! Es ist gleich aus!“

Mitten in dem Tumult beginnen wir wieder zu ringen. Sofort Totenstille. Jetzt sind wir warm. Das ist kein Weib, das ist eine riesige feindliche Masse. Immer wieder muß ich kugeln; da benutze ich eine Finte: ich bleibe wie erledigt liegen; wie sie herankommt, unterlaufe ich sie, daß sie stolpert und wie ein Berg hinknallt.

Rasender Beifallsdonner!

Jenny liegt noch immer wie betäubt; ich drehe sie auf die Schulter. Der Beifall wird Orkan. „Bravo, Fred! Fred hat gesiegt! Auszahlen! Kassa! Kassa!“

Undeutlich höre ich, wie der Chef protestiert wegen „unfairen Kampfes“. Doch das Volk ist entfesselt; es dröhnt durchs Zelt wie von hundert Donnern.

Ich selbst knie neben meiner gefällten Amazone und halte ihr immer noch krampfhaft die Schulter nieder, als könne der Sieg mir noch entwunden werden. Plötzlich packt mich das Entsetzen: wenn der Koloß bei dem Sturz sich das Genick gebrochen?! Ich öffne vorsichtig ihre Lider; da lacht sie wie ein Lausejunge, platzt kurz heraus und schließt schnell die Augen.

Als der Chef mit Hilfe der „Boa“ wirklich die Kasse retten will, kommt es fast zu einer Lynchjustiz. Mit Messern und Zeltpflöcken rückt man gegen ihn vor. Die Platzpolizei greift ein. Ein Verhör stellt mit überwältigender Mehrheit aller Zuschauer fest, daß ich Jenny „regulär und fair“ geworfen habe. Das sind die ersten 50 (!) Mark, die ich in knapp einer Stunde verdient.

Jenny beglückwünscht mich in der Garderobe: „Er platzt vor Wut!“ Sie lacht wie ein Erdbeben.

Der Chef kommt und läßt uns nicht mehr aus den Augen. Er sieht aus, als wollte er sich gleich auf mich stürzen. Während ich das Trikot ausziehe, halte ich mit der einen Hand das Geld in meinem Hosensack fest.

Draußen hebt eine frenetische Menge mich auf die Schultern und trägt mich eine Strecke durchs Getümmel. Aubacke schreitet erhobenen Hauptes daneben. Es wird noch ein wilder Abend; wir schlafen auf einem Billard. Meine Hosentasche habe ich mit einem Bindfaden zugebunden.

Am nächsten Morgen, Pfingstsonntag, gehen wir an den See zu der Bootsfrau, dick wie ein Walfisch. Sie ist baff, wie wir ihr das entliehene Bootsgeld aushändigen. Sie blickt auf uns, als seien wir der Heiligenlegende entstiegen, wir „saudrecketen Kerle“.

Dann fahren wir mit dem nächsten Dampfer über den ganzen See nach Lindau.

Um Fahnen und Standarten

Humoreske von Albert Jean.

„Liebster Schatz, könntest du mir nicht vielleicht sagen, welche Farben die Fahne von Sansibar hat?“ wandte sich Herr Bichelot an seine bessere Ehehälfte.

„Laß mich in Frieden mit deinem Sansibar!“ antwortete kurz Frau Bichelot. „Augenblicklich interessiert es mich mehr, was wir heute deinem Freund Leon zum Nachtmahl vorsetzen sollen.“

Leon Baroussier war der Hausfreund des Ehepaares Bichelot. Er hörte mit einer geradezu himmlischen Geduld den Vorträgen seines Freundes zu und tröstete im geheimen dessen Frau, deren Gatte sich überhaupt für nichts mehr zu interessieren schien als nur für Fahnen, Flaggen, Wimpel und Standarten.

Die Sammelwut des Menschen erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete, die einen sammeln Briefmarken, die anderen Zündhölzchenschachteln: ganz besonders Raffinierte sammeln sogar Uniformknöpfe und Etiketten von Bierflaschen. Was Herrn Bichelot betrifft, war er ein leidenschaftlicher Fahnensammler.

Er bewahrte sie sorgfältig aufgerollt und wie Billardstöcke parallel aneinandergereiht auf einem eigens konstruiertem Gestell. Alle Nationen waren hier vertreten, und die Sammlung erfüllte das Herz des Herrn Bichelot mit unbeschreiblichem Stolz. Von seinem Wahne besessen, verbrachte er den größten Teil des Tages auf dem Dachboden, wo er seine Schätze aufbewahrt hatte. Die Jagd auf Motten war ihm dabei hinlänglicher Ersatz für jeglichen Sport und sonstiges Körpertraining.

Diese Fahnen hatten Herrn Bichelot bei seinen Mitbürgern außerordentlich populär gemacht, spiegelten sie ja in symbolischer Weise die ganze Chronik des Weltgeschehens. Das unbedeutendste politische Ereignis — und mochte es auch bei den Antipoden vorgefallen sein — warf seine Reflexe auf dieses Haus, von dessen Giebel sofort die aktuelle Fahne herabwehte. So blieben die Bewohner des kleinen Städtchens durch das Wechseln dieser Baumwolltücher stets im Kontakt mit der weiten Welt.

Die südamerikanischen Republiken, die jeden Jahreszeitenwechsel wie nach einem Naturgesetz mit Revolution einleiten, gaben Herrn Bichelot hinreichend Gelegenheit, zum Aufstecken seiner Fahnen, und sonstigen Katastrophen auf Gottes weiter Welt zogen die friedliche Existenz dieses Bürgers nicht minder in ihren Wirbel. Frau Bichelot, die bis zum Ueberdruß die internationalen Gespräche ihres Mannes über sich ergehen lassen mußte, war das unschuldige Opfer dieses grotesken Wahnes.

Das Herannahen des Nationalfeiertages brachte den Fahnensammler vollends aus dem Häuschen.

„Du wirst Girlanden binden!“ befahl er seiner Frau in Gegenwart des erschrockenen Hausfreundes. „Ich werde venezianische Laternen in die Fenster und Lampions in den Farben der Trikolore auf dem Geländer des Balkons befestigen... Vom Dachboden kann man auch ein Feuerwerk abbrennen; außerdem will ich mir aus Paris noch einige weitere Fahnen kommen lassen.“

„Was?“ brüllte Frau Bichelot, „noch mehr Fahnen? Aber das Haus ist ja schon voll davon!... Friedrich, nimm dich in acht, das sag ich dir! Wenn du noch weiter alles auf den Kopf stellen wirst, so geschieht ein Unglück!“

Herr Bichelot hörte nicht, was seine Gattin sprach. Er hielt sein Likörglas in der Hand; dann hob er es gegen das Licht, um es durch den blauen und weißen Kristall in den Farben von Guatemala zu betrachten.

*

Zwei Tage vor dem Nationalfeiertag kamen die Fahnen an, und der Sammler erlebte bei dieser Gelegenheit unvergeßliche Augenblicke inmitten seiner Freunde am Stammtisch.

„Ich bin diesmal auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen“, erklärte er, als das Gespräch auf das bevorstehende Fest kam. „Meine Frau hat mir ihre Hilfe bei der Dekorierung des Hauses verweigert .. So muß ich also die Idee, die Hausfront mit Girlanden zu schmücken, fallen lassen, denn man kann doch von mir nicht mehr verlangen, als in meinen Kräften steht. Ich werde aber das Haus eigenhändig mit allen Fahnen behängen. Es soll eine große Fahnenparade werden, wie sie unser Ort bisher noch nicht gesehen hat.“

Elastischen Schrittes kehrte er nach Hause zurück. Bevor er das Haustor öffnete, betrachtete er einige Sekunden die Fassade des alten Gebäudes, die er mit leuchtenden Farben schmücken wollte. Dann trat er ein und ging, eine Melodie pfeifend, in den ersten Stock.

Die Tür des Schlafzimmers war geöffnet. Die herausgezogenen Schubfächer, der Kasten, der zusammengerollte Teppich und die umherliegenden Hutschachteln machten ihn stutzig, denn noch nie hatte er eine solche Unordnung in diesem Hause gesehen.

„Anna!“ rief Herr Bichelot beunruhigt.

Dann entdeckte er den Ehering seiner Frau, den sie auf ein weißes Blatt Papier auf den Tisch gelegt hatte.

„Wie?... Was....?“ stotterte Herr Bichelot. Der Zettel, den er hastig mit seinen entsetzten Augen überflog, war von einer beängstigenden Klarheit.

„Ich habe es satt!“ schrieb Frau Bichelot. „Ich reise mit Leon ab und überlasse dich deinen Fahnen!“

Da weinte Herr Bichelot wie jeder brave Mann, der von seiner Frau verlassen wird. Schluchzen erschütterte seinen Körper und er konnte das Geschehene nicht begreifen.

Das Dienstmädchen wagte es nicht, ihn zur Mahlzeit zu rufen, sondern saß still in der Küche und strickte. Allmählich sank die Nacht und breitete ihre Fittiche über dieses Leid, aber draußen, in den Gassen gab es lärmenden Frohsinn, denn es war der Vorabend des Nationalfestes. Angelockt von dem Gewoge der Menschen, wischte sich Herr Bichelot die Tränen ab, und ging auf den Balkon.

Er begriff sofort, daß alle diese Leute kamen, die Fahnenparade auf seinem Hause zu bewundern. Schon aber hörte er im Winde Rufe der Enttäuschung über die nackten Wände. Die Lampions, die auf dem Geländer hingen, warteten auf die belebende Flamme. Die Dochte in den bunten Glaskelchen, die der verlassene Mann in den Fenstern angebracht hatte, waren schon mit Oel getränkt. Er vergaß plötzlich sein Leid und wurde sich dessen bewußt, was er seinen Mitbürgern schuldig war. Die Klänge der Musik, die von weitem zu ihm drangen, verkündeten den Beginn des Fackelzuges, der bereits vom Hauptplatz abmarschierte. Mit einem kräftigen Ruck des Daumens entzündete Herr Bichelot sein vernickeltes Benzinfeuerzeug und nach und nach leuchteten alle Lampions und Glaskelche auf. Ein Murmeln der Befriedigung wurde vernehmbar.

„Ja, aber die Fahnen!“ hörte man plötzlich eine Stimme.

„Ja, die Fahnen... Diese unglückseligen Fahnen, die schuld waren, daß die Herrin des Hauses das Weite gesucht hatte... Wie gern hätte Herr Bichelot sie alle jetzt verbrannt, um mit dieser Fackel die Rückkehr der Ungetreuen zu erwirken.

Immer mehr Stimmen riefen vom Gehsteig herauf:

„Die Fahnen!... Die Fahnen!... Die Fahnen!...“

Herr Bichelot zögerte nicht länger. Rasch trat er in das Speisezimmer und zog, ohne erst viel zu suchen, die erstbeste Fahne aus einem Bündel, das in einer Ecke stand, heraus. Dann trat er wieder auf den Balkon und befestigte sie unter den Zurufen der Versammelten an der Stange.

Aber... sie wehte auf Halbmast.

Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.

Memlings Flügelaltar wandert nach Amerika?

Dem deutschen Kunstbesitz droht ernste Gefahr: es heißt, daß der berühmte Flügelaltar Hans Memlings im Dom zu Lübeck, eine der köstlichsten Schöpfungen altniederländischer Malerei auf deutschem Boden, für sieben Millionen Mark nach Amerika verkauft werden soll. Als Käufer wird Pierpont Morgan, der Chef des großen Neuyorker Bankhauses genannt.

Weihnachtsbeilage des „Volkswille“

Weihnacht der Armen

Eine erzgebirgische Weihnachtserzählung aus früherer Zeit

Von Paul Kühnel.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Rings umher Lichterpracht.
In der Hütte nur Elend und Not,
Kalt und öde, kein Licht und kein Brot:
Schläft die Armut auf Stroh.

Christtag war's! Hoher Schnee hüllte das ganze Erzgebirge ein und ein schneidender Ostwind blies aus vollen Backen. Vermummt wandelten die Menschen auf den Straßen, die Schneehaube über den Kopf gezogen, die Pudelmütze drauf und die Fausthandschuhe an den Händen, um sich vor der Kälte zu schützen. Nur Leute, die die Unbilden der Witterung nicht scheuten, verließen die Stube.

In einem kleinen erzgebirgischen Städtchen im Hinterhaus eines Holzhändlers, das eher einer Behausung für das liebe Vieh glich als für Menschen, bewohnte eine Witwe mit ihren zwei Kindern (Knabe und Mädchen) zwei elende Wohnräume und ernährte sich und die Kinder mit dem geringen Verdienst aus der Strohflechterarbeit. Dabei mußte der kleine Junge schon tüchtig mithelfen. Not und Sorge schauten aus allen Ecken.

Kein Schimmer von weihnachtlichem Zauber war an diesem Christtag in dem erbärmlichen Stübchen zu spüren. Kein Weihnachtsbaum und kein Weihnachtsstollen erfreuten die Kinder. Im Brotschrank lag kaum ein Stückchen Brot, um die hungrigen Mäuler zu stillen.

Zu all dieser Not hatte sich auch noch Krankheit gesellt. Das kleine Töchterchen war von einer Krankheit gepackt, die früher im Erzgebirge unter Kindern sehr verbreitet war, das sogenannte Hundeschütteln. Die letzten paar Pfennige, die noch im Hause waren, hatte die Mutter für Arznei in die Apotheke tragen müssen.

So standen gar traurige Feiertage bevor.

Vom frühen Morgen an saß die Mutter mit ihrem Jungen am Tisch, beide die Augen über die fleißigen Hände gebeugt, die das Stroh zu feinem Geflecht zusammenflochten. Von ihrer Arbeit hing es ab, ob sie sich am Abend ein Brot kaufen konnten oder nicht.

Gar bange ward der Mutter ums Herz, wenn sie an das bevorstehende Fest der Liebe dachte, und daran, daß sie ihren Kindern nicht ein einziges Geschenk würde machen können. Wie gern würde sie kaufen, ja — — wenn sie nicht so arm wäre. Manche verstohlene Träne lief ihr dabei über die Wangen.

Es wurde dunkel im Stübchen. Mit einem tiefen Seufzer hörte die Mutter auf mit dem Flechten und machte das Geflecht zum Verkauf fertig.

„So, nun schaffe die Arbeit noch fort,“ sagte sie zu ihrem Jungen, „damit ich noch etwas zum Essen einkaufen kann, ehe die Läden geschlossen werden.“

Der Knabe, der den ganzen Tag über in dumpfiger Stube bei der Flechtarbeit gesessen hatte, machte sich auf den Weg und atmete erleichtert die kalte Winterluft. Wie wohl tat das.

Bald klimperte der Erlös in seiner Tasche.

Auf dem Rückwege passierte er den Christmarkt. Zahlreiche Kinder standen vor den Budenreihen und kauften ausgestellte Holzspielwaren, Pferdchen, Waldbäumchen, Wägelchen und anderes. Sehnsüchtig waren seine Augen auf die Spielsachen gerichtet und ein heißes Verlangen nach ihnen wurde in ihm wach. — „Könnte ich nur etwas davon haben,“ dachte er.

Und so besann er sich nicht lange. Für das ganze Geld, auf das die Mutter so sehnsüchtig wartete, kaufte er Spielsachen für sich und die Schwester.

Freudestrahlend kehrte er damit zu seiner Mutter und zu seinem kranken Schwesterchen zurück.

Aber die Mutter? . . .

Der Knabe ahnte nicht, welchen Schmerz er ihr bereitet hatte. Wie schwer wurde es ihr jetzt, ihrem Jungen verständlich zu machen, daß er die Spielsachen nicht behalten könne, daß sie das Geld für Lebensmittel brauchten und er die Sachen wieder fortschaffen müsse, um sich das Geld wiedergeben zu lassen.

Der Knabe fing an zu weinen; er wollte die schönen Spielsachen nicht hergeben. Doch die Not war stärker, als daß die Mutter das Bitten ihres Kindes erhören konnte, und so nahm sie ihn bei der Hand, um die Spielsachen wieder fortzuschaffen.

Der Verkäufer wollte die Ware anfangs nicht wieder zurücknehmen, ließ sich aber, als die Mutter ihm ihre große Not geschildert hatte, doch dazu bewegen. Dann schenkte er dem immer noch weinenden Knaben ein Paar kleine Pferdchen und Bäumchen.

Als die Mutter mit ihrem Kinde wieder ihrer Behausung zuschritt, riefen gerade Kirchenglocken zur Christmesse, und festlich gekleidete Menschen strömten in die Kirche hinein, um die „frohe“ Weihnachtsbotschaft vom Kommen des Heilands zu vernehmen.

Wie von einem eisigen Hauch berührt war an diesem Weihnachtsabend das Herz der sonst so bibelgläubigen Frau, wenn sie an die christliche Weihnachtsbotschaft dachte. Schon jahrelang, seit dem frühen Tode ihres Mannes, wandelte sie mit ihren Kindern in tiefer Finsternis. Kein Lichtstrahl. Sie, die sonst nie eine Christmette versäumt hatte, fühlte heute kein Verlangen darnach. Ihren Knaben fest an sich gepreßt, ging sie mit ihm an der hellerleuchteten Kirche vorüber, mochte der Klang der Glocken auch noch so schön und feierlich sein.

Und während dann bei den übrigen Einwohnern der Lichterbaum erstrahlte und die Kinder beschenkt wurden — auch wenn es mitunter noch so wenig war —, saß unsere Mutter am dem Bette ihres Töchterchens und pflegte es mit inniger Liebe, wobei manche heiße Träne das Kissen des Kindes netzte. Der Knabe aber saß mit den ihm geschenkten Pferdchen und Bäumen. Um das baufällige Haus aber heulte der Sturm und trieb den stiebenden Schnee durch die schadhaften Stellen der Fenster.

Und wollt ihr wissen, wer jener Knabe gewesen ist, dem ein so schmerzvolles Weihnachtsfest beschieden war? — Es war mein Vater.

Zur rechten Zeit

Weihnachtsskizze von Willy Reinhold Hacker.

Frau Helbig legte den Bleistift hin und seufzte. Es hatte ja doch alles keinen Zweck. Da mühte sie sich schon stundenlang, auszurechnen, wie sie mit den ihr zur Verfügung stehenden wenigen Mark für die fünf Kinder eine Weihnachtsfreude fertig brächte. Und immer wieder wurde die Summe doppelt so hoch, als sie sein durfte. Eine Steigerung der Arbeitsleistung aber war ausgeschlossen, das fühlte sie an ihrer zunehmenden Schwäche. An Arbeit hatte es ihr all die Monate hindurch nicht gefehlt, aber die Näharbeiten wurden ja so schlecht bezahlt, daß es kaum zum Notwendigsten langte.

Noch vor fünf Jahren feierten sie ein anderes Weihnachtsfest Damals lebte ihr Mann noch, dessen Geschäft dank seiner Tatkraft auch in ungünstigen Zeiten so viel abwarf, daß die Familie sorglos leben konnte. Alles war in Hülle und Fülle da, was Kinderherzen am Weihnachtsabend beglücken kann. Dann kamen große geschäftliche Verluste durch den Zusammenbruch verschiedener Hauptkunden. Ihr Gatte, noch vom alten ehrbaren Schlage, wollte von Zahlungsunfähigkeit nichts wissen und gab alles hin, um reinen Tisch zu machen und von vorn zu beginnen. An dem Tage aber, als er ihr sagen konnte: „Nun sind wir wieder schuldenfrei!“ schlief er am Schreibtisch ein für immer. Die Aufregungen der vergangenen Wochen waren auch für den sonst kräftigen Mann zuviel gewesen, ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Ohne jedes Vermögen stand Frau Helbig mit ihren fünf Kindern allein da. Hilfe von Verwandten war ausgeschlossen, da sie selbst nur eine Schwester hatte, die einen armen Handwerker heiratete, während die Verwandten ihres Mannes sich vollkommen von ihr zurückgezogen hatten, da niemand mit der Ehe einverstanden war. Sie hatte ja nichts weiter, als treue Liebe zu ihrem Manne und den festen Willen, zu ihm zu stehen. Da er sie in jeder Weise verwöhnt hatte, hatte sie keine Gelegenheit gefunden, sich in irgendwelcher Berufsarbeit auszubilden. Nur nähen und sticken konnte sie vortrefflich, und damit mußte sie den Unterhalt schaffen. Hans, der Primaner, brachte freilich ab und zu auch einige Mark Honorar für Nachhilfestunden mit nach Hause, die anderen vier aber waren noch kleine Kerle, die nichts verdienen konnten.

Drei Tage vor dem Heiligen Abend. Frau Helbig packte die Arbeiten der letzten Tage zusammen und kam dabei zu dem Ergebnis, daß sie gegen 30 Mk. erhalten würde. Auf dem Wege nach dem Näherei- und Stickereigeschäft, für das sie nun schon längere Zeit arbeitete, musterte sie in freudiger Erwartung die Auslagen der Spielwarengeschäfte. Es gab doch manches, was nicht so teuer war und womit sie den Kindern eine Freude machen konnte. Auf dem Rückwege wollte sie einkaufen. Sie hatte deshalb auch heute den kleinen Fritz, ihren Jüngsten, zu Hause gelassen, der sonst gewohnt war, Mutti zu begleiten.

Am Altmarkt angekommen, wollte sie hastig in das Geschäft eintreten und war nicht wenig verwundert, daß die Tür jetzt, in der Hauptgeschäftszeit, verschlossen war. Ein Zettel klebte hinter der Scheibe: „Wegen Todesfall geschlossen.“ Sie schritt durch den Toreingang, da sie annahm, daß der Inhaber in der Wohnung anzutreffen sein würde. Ein verweintes Mädchen öffnete. „Wissen Sie es noch nicht, Frau Helbig? Herr Weidner hat sich wegen geschäftlicher Schwierigkeiten erschossen. Frau Weidner liegt in Weinkrämpfen, der Doktor ist gerade bei ihr. Alle Leute, die mit dem Geschäft zu tun haben, sollen erst nach Weihnachten wiederkommen.“

Wie trostlos sahen jetzt all die prächtigen Schaufenster aus. Was sollte das werden? Sie hatte gerade noch fünf Mark im Vermögen. Das reichte wohl noch ein paar Tage zum Essen für die Kinder, aber gerade am Heiligen Abend würde es zu Ende sein.

Hans, der Primaner, saß am Tisch und hatte ganz gegen seine sonstige Gewohnheit nasse Augen. Erst nach langem Zureden gestand er, daß er der Mutter und den Geschwistern von dem Gelde für das Stundengeben eine Freude machen wollte. Kommerzienrat Sieveking, von dem er zwanzig Mark zu erhalten hatte, war aber bereits eine Stunde früher als beabsichtigt nach seinem pommerschen Rittergut abgefahren, wo er mit seiner Familie das Weihnachtsfest zu verleben pflegte, und niemand war da, der ihm vor dem Fest das Geld geben konnte.

Frau Helbig schickte die Kinder sofort nach dem kärglichen Abendessen zu Bett und überlegte. Es war eigentlich noch kein Grund zum Verzweifeln. Ganz sicher würde sie von einer anderen Firma Arbeit bekommen, denn sie arbeitete peinlich sauber und schnell. Gleich nach dem Fest würde auch Hans sein Stundengeld erhalten und dann reichte es wieder für einige Tage. Geld borgen mochte sie nicht, denn auch Frau Schneider, von der sie zwei Zimmer abgemietet hatte, mußte mit jedem Pfennig rechnen und war froh, wenn sie immer pünktlich ihre Miete bekam. Die Kinder aber sollten ihr Weihnachtsfest haben. Schwer trennte sie sich von dem schönen Brillantring, den ihr Mann ihr einst in besseren Tagen geschenkt hatte. Ein Smaragd und zwei große Brillanten schmückten die alte feine Arbeit, die 800 Mk. gekostet hatte. Noch nie war ihr ein Weg nach der Beerdigung ihres Mannes so schwer geworden wie der Gang zum Leihhaus. Es war ein schwacher Trost, daß auch so viele andere Menschen Mangel am Nötigsten hatten, denn fast eine Stunde mußte sie warten, bis sie an die Reihe kam. Zaghaft legte sie den Ring hin. Der Beamte prüfte längere Zeit, dann sagte er: „Liebe Frau, das ist eine ganz vorzügliche Imitation, aber wir können solche beim besten Willen nicht beleihen.“

Frau Helbig wußte nicht, wie sie wieder auf die Straße kam. Blitzschnell kam ihr eine erschreckende Erkenntnis: Ihr Mann hatte damals, als er vor dem Konkurs stand, die echten Steine mit zur Befriedigung der Gläubiger verwandt und sie durch Nachahmungen ersetzen lassen. Was sie nun seit Monaten als ihren letzten Notpfennig gehütet hatte, war wertloser Plunder.

Der letzte Tag war gekommen. Heute abend würden in hunderttausend Häusern die Weihnachtskerzen brennen und zahllose Kinderstimmen würden die alten schönen Weisen singen. Ein Bäumchen, so klein sie es bekommen konnte, hatte sie beschafft, sechs Lichter dazu. Jedes Kind würde einen Pfefferkuchen bekommen, weiter reichte es nicht. Ob die armen Würmer bei dieser Bescherung noch singen würden, das wußte sie nicht.

Hans war nochmals fortgegangen, er dachte wohl, noch irgendwo ein paar Mark herauszuschlagen, wenn es auch nur ein Vorschuß auf zu erteilende Stunden war.

Da klingelte es. Es war schon mehr ein Sturmläuten. Gleichzeitig schien jemand mit Fäusten gegen die Tür zu donnern. Vor der Tür stand Frau Kiekebusch, die Hausmannsfrau, krebsrot im Gesicht, und konnte vor Pusten und Schnaufen kein Wort hervorbringen. Schließlich beruhigte sie sich etwas und sprudelte hervor: „Nein, so ein Glück! Das wird wenigstens mal ein richtiges Weihnachtsfest! Ach, Sie wissen noch gar nichts? 50 000 Mk. ist wohl kein Geld? Sie kriegen auch 5000 Mk. Sie sagen doch gar nichts? Ein paar Mark gehen ja noch ab für Steuern usw. Mein Mann holt es schon. In einer Stunde ungefähr wollen wir einkaufen gehen. Gehen Sie mit?“

Frau Helbig wußte überhaupt nicht, was los war, bis ihr klar wurde, daß das Los, zu welchem sie sich vor einigen Wochen hatte überreden lassen, und zu welchem sie ein Zehntel bezahlt hatte, mit 50 000 Mk. gezogen worden war. Und es kam ein Zug von Schelmerei bei der abgearbeiteten müden Frau zum Vorschein, der noch aus der ersten Zeit ihrer Ehe stammen mochte. Sie ließ die armselige Bescherung in dem einen Zimmer, das Bäumchen mit den sechs Lichtern und den Pfefferkuchen für jedes Kind. Im Nebenzimmer aber baute sie auf wie in besseren Zeiten. Ein großer, schön geschmückter Baum, und darunter alles, was Kindern Freude machen kann.

Bis zur Bescherung waren die Kinder bei der Nachbarin. Merkwürdig, angesichts des armseligen Bäumchens fing doch der kleine Fritz als erster zu singen an: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Da hielt es Frau Helbig nicht länger, sie nahm den kleinen Burschen auf den Arm und stieß die Tür zum Nebenzimmer auf. Ungewohnter Lichterglanz flutete herein. Hans, der Primaner, aber nahm Mutti beim Kopf und sagte: „Wird das nicht zuviel? Da hast du Gute wohl keine Nacht geschlafen?“ Frau Helbig aber lachte und sagte: „Es war halb so schlimm, mein Junge. Das bißchen, das draußen steht, konnte ich mit meiner Hände Arbeit schaffen, das hier aber und noch viel mehr warf uns die launische Fortuna in den Schoß.“

„Die Anbetung der heiligen drei Könige“
das bekannte Gemälde Albrecht Dürers.

Jesus — ein vorchristlicher Kultgott

Von Ernst B. Weithaas.

Groß waren die Leiden und Nöte der Völker jener Zeiten, die das werdende Christentum im Schoße trugen, so daß der Erlösungsgedanke, der auch der christlichen Religion zugrunde liegt, so ganz aus dem historischen Geschehen hervorwuchs, mit welchem er zutiefst verwurzelt war, mochte er nun von ägyptischen, babylonischen, persischen, jüdischen oder griechisch platonistischen Vorstellungen umwuchert sein. Lächerlich und absurd muß darum der Versuch erscheinen, das Christentum als einzigartiges Gründungswerk einer Person namens Jesus Christus hinzustellen. Wie der Judaismus zum Teil religiöser Synkretismus war, das heißt ein kultisches Gemengsel aus dem religiösen Sagenkreis Aegyptens, Babyloniens, Persiens usw., so ist das Christentum nichts weiter als nur ein synkretisches Sammelsurium, das sich zusammensetzt aus vielerlei Mythen, Sagen, Dichtungen, die samt und sonders dem Judentum und dem vorchristlichen Heidentum entlehnt sind, so daß von seiner vielgepriesenen „Einzigartigkeit" nichts mehr übrig bleibt.

Das Christentum ist ursprünglich der ideologische Ausdruck eines glühenden Verlangens nach neuen Gesellschaftsformen, hervorgegangen aus einer sozialen Bewegung und getragen von einer revolutionären Flutwelle der unteren Volksschichten „So müssen wir das werdende Christentum als eine soziale Bewegung großen, ja größten Stils betrachten, zu der eine elementare Kraftentfaltung einer aufwärtsringenden, unterdrückten Menschenklasse den Anstoß gegeben, die dann im weiteren Verlauf eine so gewaltige historische Metamorphose (Wandlung) durchmachte daß das Gewordene, die katholische Kirche, auf den ersten Blick als das direkte Gegenteil seines eigenen Ursprungs erscheint". (A. Kalthoff: „Das Christusproblem").

Dieses Christentum brauchte bei seinem allmählichen Erstarrungsprozeß zum katholischen Kirchentum nur zu schöpfen aus dem mythischen Quell des orientalischen Heidentums, der schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende vor ihm geflossen ist. Und was es dort nicht zu schöpfen vermochte, das gab ihm die griechische Philosophie. Die Erzählungen und Lehren der Evangelien, die rituellen Bräuche und Handlungen, kurz, alles war gegeben: man brauchte nur zu nehmen und auf Jesus Christus zu übertragen, was in den zahlreichen Sekten und Kulturvereinen, die über das ganze Römerreich und weit darüber hinaus verbreitet waren, seit Jahrhunderten gehegt und gepflegt wurde als Kult des Mythra, Adonis, Attis, Osiris, Isis, Dionysos, Zeus und anderen mehr. Selbst das „Vaterunser" und die „Bergpredigt", die man immer als durchaus christliche Produkte und als gewichtige Zeugnisse eines geschichtlichen Jesus hinstellt, selbst diese sind nachweislich aus bereits vorhandenem, hauptsächlich aus jüdischem Stoff zusammengesetzte Flickwerke. „Das sogenannte Vaterunser, wie es in der Bergpredigt enthalten ist, stellt sich als Ableitung vorchristlicher jüdischer Morallehre heraus wie die Predigt selbst, und zwar, wie Teile dieser, aus einem besonderen jüdischen Dokument, das tatsächlich verbreitet gewesen war" (John M. Robertson: „Die Evangelien-Mythen").

Tief aber und tiefer noch bahnte sich die religionsgeschichtliche Forschung den Weg durch das verwachsene, verwirrte Gestrüpp christlicher Dogmen und Traditionen, und ihr Licht, das allgemach auch die dunkelsten Gebiete erhellt, entrückt die zentrale Glaubensgestalt des Christentums immer mehr in den Kreis der Mythe und der Dichtung: Jesus Christus, der Nazarener — was heißt das? Nach den Ergebnissen mythologischer Ergründung handelt es sich hier um eine Zusammenstellung göttlicher Synonyme (Worte von sinngleicher oder sinnverwandter Bedeutung), die einst getrennt bestanden, die man aber nachträglich auf den angeblichen Stifter des Christentums übertrug und zu einem Namen verquickte.

Christus oder Messias das ist: der Gesalbte, der Herrscher, der König. Die Erwartungen, die man in Juda an sein Kommen knüpfte, waren ursprünglich sehr materieller Natur. Ein neuer David oder Davidssproß theokratischer König, gottbegnadeter Friedensfürst und gerechter Herrscher, sollte er sich an die Spitze des jüdischen Volkes stellen, dessen Feinde und Widersacher bezwingen, es von Druck und Fremdherrschaft befreien, das Reich Israels neu aufrichten und das jüdische Volk zum Herren über alle Völker der Erde machen, auf das auch die Heiden der Religion Jehovas teilhaftig würden. Hinwiederum begrüßte man unter anderen auch den Perserkönig Cyrus, der das jüdische Volk aus der babylonischen Gefangenschaft befreite, einmal vorübergehend als Messias oder Christus. Späterhin wandelten sich dann, insonderheit unter dem Einfluß des Persertums und des Hellenismus, die Vorstellungen von seiner Person nach und nach vom Menschlichen ins Göttliche. Wie Saoshyant in der Phantasie des persischen Volkes „unwillkürlich zu einem göttlichen Wesen verklärt und mit der Gestalt des Mythra in eins zusammengeflossen war, so war auch bei den Propheten der Messias mehr und mehr in die Rolle eines Gottkönigs eingerückt. Ja, die Persönlichkeit des Messias floß vielfach mit derjenigen Jahves (Jehovas) selbst zusammen, wie es denn auch Gott selbst ist, von dessen Thronbesteigung und Himmelfahrt in der Endzeit die Psalmisten singen" (Arthur Drews: „Die Christusmythe").

Den Beinamen „der Nazarener", den Jesus trägt, sucht man herkömmlicherweise als eine Abteilung von seiner „Vaterstadt" Nazareth zu erklären. In Wirklichkeit ist jedoch gar keine Stadt mit solchem Namen bekannt, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir es hier lediglich mit einer geographischen Erfindung zu tun haben, die man später einschob, um dem Wort Nazarener, das schon vor den christlichen Ueberlieferungen in Umlauf war, nachträglich eine Begründung zu geben. Weder im Alten Testament, noch im Talmud, der doch nicht weniger als 63 galiläische Städte aufführt, noch bei Josephus, noch in den Apokryphen wird die Stadt erwähnt, wie Benjamin Smith hervorhebt.

Daraus ist zu schließen, daß dieser Beiname keinesfalls von einer damals gar nicht existierenden Stadt herrührt, sondern vielmehr von „Nazoräer", wovon Nazarener nur eine sprachliche Abwandlung darstellt, wie etwa Essener von Essäer. Diese Nazoräer waren eine jüdische Sekte, die, nach Epiphanius, lange „vor Christi" bestand und nichts von einem Christus wußte. Solcherlei Sekten, die sich unbefriedigt von der orthodoxen Religion abkehrten, gab es derzeit in und außerhalb Juda die Menge. Es sind davon nur wenige (wie die Therapeuten, Essener, Naossener und einige andere) dem Namen nach bekannt, weil sie ihre Kultübungen vor den offiziellen Gläubigen meist verborgen hielten.

Der hebräische Sinn des Wortstammes „Nazoräer" aber ist gleichbedeutend mit Hüter oder Schutzwart, und die Glieder dieser Sekten führten diesen Namen, weil sie den Mittlergott als Hüter oder Wächter verehrten, gleichwie auch Mithra als „Hüter der Welt" verehrt wurde, oder wie man von dem erwarteten Messias als „Hüter Israels" sprach. „Nach der Apostelgeschichte (24,5) hießen auch die ersten Anhänger Jesu Nazoräer oder Nazarener. Demnach waren also die Ausdrücke „Jesus" und „Nazoräer" ursprünglich beinahe gleichbedeutend, und Jesus war durch die Hinzufügung von „der „Nazoräer" oder „Nazarener" nicht etwa als der Mann aus Nazareth, wie die Evangelien es hinstellen, sondern als „Hüter", als Heiland und Erretter gekennzeichnet" (A. Drews: a. a. O.).

Und Josua endlich, griechisch Jesus, das heißt Jah-Hilfe, Gotthilf, und fließt mit Heiland, Retter und Erlöser in eins zusammen. Josua oder Jesus hießen in Juda mehrere Hohepriester, so auch jener, der die Exulanten von Babylon in die Heimat zurückführte. Eine Art Messias, namens Josua oder Jesus, war ferner der Nachfolger Moses, von dem die jüdische Sage berichtet, daß er die Israeliten nach Kanaan gebracht habe. Schon allein dieser Umstand und dann noch jener, daß der Bezeichnung „Jesus" gleich „Jahhilfe" eine durchaus messianische Bedeutung innewohnt, mochte für viele der zahlreichen Sekten der Anlaß gewesen sein, sich den erwarteten Messias nur unter diesem Namen vorzustellen und als Kultgott zu verehren.

Doch in der hebräischen Sprache heißt Jesus auch, wie Epiphanius bemerkt, soviel wie therapeutes, curator, das ist: Arzt und Heiland. Nun betrachteten sich die oben erwähnten Therapeuten und Essäer, die anerkanntermaßen vorchristlich waren, als Aerzte, besonders als Seelenärzte, und es ist somit nur zu wahrscheinlich, daß auch ihr Sektengott, dem sie huldigen, den Namen „Jesus" trug. Ja, aus einem erst in neuerer Zeit aufgefundenen Pariser Zauberpapyrus, von C. Wessely herausgegeben, erfahren wir, daß man in vorchristlicher Zeit den Namen „Jesus" in Verbindung mit „Nazoräer" (syrisch: nasarya) bereits als Beschwörungsformel zur Ausbreitung von Dämonen gebrauchte. „Ich beschwöre dich beim Gott der Hebräer Jesus". Diese Formel findet sich in einem sogenannten „Hebräischen Logos" jenes Papyrus, der auf ein hohes Alter schließen läßt, nicht im entferntesten eine Spur von christlicher Beeinflussung aufweist und von dem Abschreiber den „Reinen" zugeschrieben wird, worunter nach Dietrich die Essäer oder Therapeuten zu verstehen sind.

Auf Jesus oder auf den „Zweig aus der Wurzel Jesse" (Jesaia 11,1) ist schließlich auch der Name der Jessäer oder Jessener zurückzuführen, einer vorchristlichen Sekte, die einerseits mit den Essäern, andererseits mit der jüdischen Sekte, der Nazoräer nahe verwandt, wenn nicht überhaupt identisch (gleichbedeutend) war, wie Drews hervorhebt. Um den Stoff nicht zu sehr anschwellen zu lassen und den Rahmen dieses Aufsatzes zu sprengen, widerstehen wir hier der Versuchung, noch weitere Momente heranzuziehen, die bekunden, daß „die Lehre von Jesus vorchristlich war, ein Kultus, der an den Grenzen der Jahrhunderte (100 vor bis 100 nach unserer Zeitrechnung) unter den Juden und besonders den Hellenisten, mehr oder weniger geheim und in Mysterien (Geheimlehren) gehüllt, weit verbreitet war. Nicht einmal ein weit findigerer Forscher als irgendeiner der Evangelisten hätte den „Anfang" eines so tiefen und weit gewurzelten Wachstums aufwühlen können... Keine Beweisführung, mag sie sich auf noch so hohe philosophische Befähigung stützen, keine Darlegung, mag sie noch so studiert, logisch begründet und von eifrigster Hingabe getragen sein, kein Wissen, mag es noch so gerühmt werden — der Versuch, das Christentum von einem Menschen herzuleiten, muß stets fehlschlagen". (W. Benjamin Smith: „Der vorchristliche Jesus").

Der Jesusglaube war und wurde vertreten von zahlreichen Sekten Vorderasiens, ehe er sich als Christentum zur Jesusreligion entwickelt hatte. Und so ist das Christentum nicht die Schöpfung einer Persönlichkeit, die, außer in den Köpfen der Gläubigen, nie und nirgends existierte, sondern das Christentum ist die Synthese (Vereinigung) einer Wechselwirkung geschichtlicher und sozialer Gärungsstoffe, deren Materiegebundenheit sich in religiösen Ideen befreite. Jesus selbst aber bildete in diesem revolutionären Prozeß nur die ideologische Achse des Erlösungsgedankens der geboren ward aus Drangsal und Not einer leidenden gequälten und heilsverlangenden Menschheit, die glaubte, wo ihr die primitive Erkenntnis das Wissen vorschlug. (Was immerhin nicht ausschließt, daß die christlichen Geschichtschreiber — gleichsam als ein Gerüst zum bequemeren Aufbau ihrer Lehre — eine in der Legende noch lebendige Gestalt, die Jesus hieß und wirklich gelebt hat, annehmen. Red. d. V).

Proletarische Weihnachten

Heilig sind die Weihnachtstage,
Wo die Liebe geht auf Erden,
Wo die alltagsmüden Herzen
Große, rote Blüten werden.

Heilig ist die große Liebe,
Die den Tag zum Ew'gen weitet,
Und im Dröhnen der Maschinen
Ehern durch die Jahre schreitet.

Heilig die gefurchten Hände,
Die am Baum das Licht entzünden,
Die an jedem Tag von neuem
Not und Leben überwinden.

Groß und herrlich sind die Kräfte,
Die für unsre Kinder wagen,
Licht nicht nur auf Weihnachtsbäume:
Licht in alle Stunden tragen!

Das schönste Weihnachtsgeschenk

Beinahe ein Weihnachtsgeschenk

Rote Glut flackert durch das Marienglas des Kachelofens in die frühe Dämmerung des Winternachmittags, über Bilder und Wände . . . nein, so beginnen die Weihnachtsgeschichten einer vergangenen, besseren Zeit, denkt Tilde Wendelin; ein paar Wände, stark genug, daß der Wind gerade nicht hindurchgeht, sind da aber Bilder? . . . Und gar ein Kachelofen, solch ein schöner, hoher, mit bunten Majolikafiguren dran, das war einmal, zu Hause, damals . . .

Dies war ein kleiner Kanonenofen, durch dessen Marienglas Glut flackerte, aber er meinte es gut, seit einer halben Stunde war es hübsch warm. Tilde legte ein paar Aepfel auf die Eisenringe; jeden Augenblick mußte ihr Mann kommen mit dem Weihnachtsbäumchen, dann sollten noch ein paar Tannenzweige dazugelegt werden und abends, wenn sie von den Einkäufen zurückkämen, würde es duften . . . oh! was sollte man vergangenen Zeiten nachtrauern, auch aus der kärglichen Gegenwart ließ sich Schönes und Herzliches bauen!

Und dieser Mann! Wie ein Apfel leuchtete sein Gesicht durch die kleine Tanne, als er ins Zimmer trat: „Nun, Peterle, hast du einen schönen erwischt?" sprang ihm Tilde entgegen und nahm ihm den Baum ab.

Der Weihnachtsbaum für die ganze S[tadt]
Die bayerische Stadt Immenstadt beschert alljährlich ihrer Einwohnerschaft einen Weihnachtsbaum, der auf dem Rathausplatz vor einer alten Mariensäule bis zum Dreikönigstage allabendlich im Glanze seiner Lichter erstrahlt.

„Einen sehr schönen und gradgewachsenen! Und etliche glatte, neue Zehnmarkscheine hat das Christkindl auch noch aufs Kontorpult gelegt und nun sind wir aus der Klemme heraus und nun wollen wir gehen und einkaufen, gelt?"

„Ja, und alles holen, was wir uns in diesen letzten vier Wochen angeschaut und ausgewählt haben für unseren Weihnachtstisch!"

„Hoffentlich ist noch alles hübsch da und die andern haben es uns nicht vor der Nase weggekauft, wenn wir kommen!" wagte Peter zu sagen. Denn dies war oft in der letzten Zeit seine uneingestandene Sorge gewesen.

„Na das wär' aber . . .!" meinte Tilde, kroch in den Mantel und schob ihren Arm unter den Peters.

Sie gingen durch den Schnee der Vorstadt. Nein, sie fuhren nicht. Das hatten sie gerade so verabredet. Denn die Vorfreude kann gar nicht lange genug sein, sagten sie.

„Wie freu' ich mich! Unser erstes Weihnachtsfest zu zweit!" rief Tilde ein übers andre Mal und hüpfte im Schnee.

„Ja, und nun paß' genau auf, jetzt wollen wir uns verabreden," antwortete Peter, „wir trennen uns auf dem Odeonsplatz und treffen uns auch dort wieder. Jeder von uns hat etwa drei Laden zu besuchen, das dauert, sagen wir, eine halbe Stunde..."

„Etwa drei Läden? Etwa, sagst du, Peterle? Du wirst dich doch nicht unterstehen und einen vierten Laden besuchen, etwas andres noch kaufen, als wir verabredet haben? Bei unseren Geldverhältnissen? Und wo wir die ausgewählten Sachen wirklich notwendig brauchen? Versprich mir, Peterle, nichts andres zu kaufen, als wir verabredet haben, oder . . ."

„Ich möchte dich aber so gern mit irgend etwas überraschen!" wagte Peter schüchtern einzuwerfen.

„Dann möchte ich dich auch gern überraschen und dann müßtest du mir noch einen Zehnmarkschein mehr geben."

„Das geht aber doch nicht, kleines Tildchen, ich habe doch selbst keinen darüber, habe doch redlich mit dir geteilt!"

„Also, dann laß uns versprechen: nur das Bestimmte!"

„Nur das Bestimmte!" versprach Peter, und dann trennten sie sich, indem sie auf die Uhr der Theatinerkirche zeigten: „In einer halben Stunde! Wieder hier, an dieser Stelle!"

Peter setzte sich nach den ersten zehn Schritten in den Schnee: so war er gelaufen. Würden sie noch im Fenster stehen, die Schuhchen, die nur in der einen Größe 36½ vorhanden waren und im Ausverkauf nur zehn Mark kosteten? Ja, sie waren noch da; niedlich standen sie vor einem Plakat; „Seltener Gelegenheitskauf!" Es war ein feudales Geschäft — ein so feudales Geschäft, wie es Peterle in seinem Leben noch nicht betreten hatte. Er öffnete die Tür klopfenden Herzens. „Was wünschen der Herr? Womit können wir dem Herrn dienen?" sprangen ein paar unbeschäftigte junge Damen auf Peterle zu. „Oh, bitte . . . Sie haben da . . . im Schaufenster," stammelte er, „ein Paar Damenschuhe, Größe 36½ . . ." — „Ja, gewiß," sagte eine der jungen Damen, während die andern gelangweilt ab- und einer wichtigen Unterhaltung zuwendeten „ein Paar ist schon noch da." Sie ging und holte einen großen Stapel Pappkartons. Was soll mir dieser Stapel? dachte Peterle — aber die Dame stieß alle Gedanken mit ihren Pappkartons zurück: „Hier, sehen Sie, das ist der Ausverkaufsstiefel, ein ganz gewöhnlicher Stiefel, na, Sie sehn's ja, ein Stiefel, wie ihn die gnä' Frau gar nicht tragen kann!" Peter hatte noch nichts gesehen; er fand die Stiefel ganz hübsch, aber da waren sie schon wieder im Karton verschwunden und ein andres Paar erhob sich in der Hand der jungen Dame funkelnd ins Licht: „Aber dies hier! Dies ist ein prima Stiefel, elegant, wie der Herr sehen, erstklassige Arbeit, von feinster Maßarbeit nicht zu unterscheiden! Heben Sie einmal!" Und Peterle hob. Er hatte

bereits gesehen: das war allerdings ein andrer Stiefel als der Ausverkaufsstiefel für zehn Mark. Warum sollte sein Tildchen nicht auch einmal solche Stiefel tragen? Er konnte ja schließlich zu ihr sagen, sie kosten zehn Mark fünfzig. „Was kosten denn diese Stiefel?“ fragte Peter. „Fünfunddreißig — aber bedenken Sie, die Qualität!“ sagte die Dame rasch. Peterle bat demütig, sie möchte ihm doch noch einmal die Ausverkaufsstiefel zeigen. Sie tat es mit einer Gebärde, als wollte sie eine verlorene Seele ihres Weges ziehen lassen. „Im Vertrauen, mein Herr, diese Stiefel halten keine vier Wochen, hingegen . . .“

Peters Barschaft waren etwas mehr als fünfunddreißig Mark; denn er hatte treulich mit Trude geteilt. Er zog den Hut, trocknete sich die Schweißperlen ab und sagte verlegen: „Entschuldigen Sie, daß ich . . .“ Da traf ihn ein bedauernder Blick der Dame und er ging hinaus.

Zu dem Geschäft, in dem die hübsche Wollweste ausgestellt war, die Tilde sich wünschte, ging Peter schon langsamer. Er fiel also unterwegs nicht hin. Aber vor dem Schaufenster fiel er beinahe hin: an der schönen Wollweste, die sie beide nach wochenlangem Suchen unter hundert Wollwesten herausgefunden hatten als die schönste und billigste, an dieser Wollweste stand ein ganz andrer Preis, ein Preis, der in Peters Geldtasche krampfhafte Zuckungen erregte. Er trat in den Laden. „Ach, bitte schön,“ fragte er, „ist nicht die silbergraue Wollweste, die Sie da im Fenster liegen haben, dieselbe, die schon vor drei Wochen darin lag?“ — „Ganz ähnlich, mein Herr. Sie haben sehr fein beobachtet. Es ist nur eine neuere Sendung, eine feinere Qualität.“ — „Aber der Preis ist doch erheblich verändert,“ ermannte sich Peter zu sagen. — „Bedaure sehr . . “

Oh, Peterle bedauerte mehr als sehr! Tilde, seine liebe, kleine Tilde, sollte er am ersten Weihnachtsabend enttäuschen? Hätte er doch vierzehn Tage früher . . .! Ja, früher, da war ja das Geld nicht dagewesen.

Er setzte sich in Trab, lief sprang, daß nur noch die Lampe da war, die sie im Laden des Althändlers entdeckt hatten! Peters Herz zitterte, als er um die Ecke bog und in das Fenster spähte Wie? Nicht? Nicht mehr da? Die kleine Türglocke zirpte höhnisch. „Die Lampe . . . Guten Abend . . . ist die Lampe nicht mehr da, die vorgestern noch dort an der Decke hing?“ — Vor einer halben Stunde ist sie verkauft worden. Aber ich habe ja noch andre schöne Sachen hier. Belieben der Herr sich umzuschauen!“

Was halfen Peterle die andern schönen Sachen? Hatte er nicht Trude versprochen, nur das Bestimmte zu kaufen? Und alles, was er hier im Laden sah, wäre wirklich unnützes Zeug gewesen.

Er ging hinaus. Er drängte sich durch die wimmelnden Menschenmengen zum Odeonsplatz: Tilde beichten (oh, was würde sie sagen, sie, die zum vorigen Weihnachtsfest noch von der nun dahingegangenen Mutter reich beschenkt worden war, sie, die während der ganzen Wochen auf die drei Sachen eine kleine Anzahlung hatte leisten wollen, für die nie das Geld beisammen war!) und mit ihr neue, praktische Dinge suchen!

Sie war nicht da. Peter wartete, sie kam nicht. Da ging er schnellen Schrittes wieder fort und freute sich fast, nun selber etwas zu suchen und hernach Tilde gegen ihren Willen zu überraschen. Aber wo er stehen blieb, an welchem Schaufenster er stille Seelenkämpfe ausfocht, immer kurz vorm Entschluß hörte er Tilde sagen: „Das ist doch Unsinn, das ist doch Luxus!“ Je später es wurde, desto nervöser wurde er; schon ging in einigen Laden das Licht aus, die Straßen wurden leerer, die Auswahl wurde immer beschränkter, schließlich hatte nur noch ein kleiner Bäckerladen offen; da ging Peterle hinein und kaufte ein Honigkuchenherz, ein recht großes mit einem Christkind darauf. Das steckte er ein und fuhr nach Hause.

Was wird Tilde sagen? Was wird Tilde sagen? klang es mit dem wiegenden Singen der Straßenbahn, und immer furchtbarer wurde ihm der Gedanke.

Bis er leise die Tür öffnete und Tilde vor dem Bäumchen sah, „warst du auf dem Odeonsplatz?“

„Nein,“ sagte Tilde, „aber laß uns erst den Baum anzünden!“

Sie nahm den Wachsfaden und begann die Lichter anzustecken. „Ich habe nichts für dich, Peterle,“ sagte sie dabei leise, „als ich in den ersten Laden trat, stand der Hauswirt da. Kaum sah er mich, da stand er schon neben mir und sagte leise: „Die Novembermiete ist noch fällig. Bitte, zahlen Sie, damit ich nicht laut werden brauche“ Was sollte ich tun . . .

Sie sah, wie in Peterles Augen eine tiefe Enttäuschung aufstieg, da griff sie hinter sich und reichte Peterle ein Honigkuchenherz. Ein recht großes mit einem Christkind darauf. „Aber ganz unbeschenkt sollte mein Peterle noch nicht bleiben, und ganz schön soll unser Weihnachten trotzdem werden. Nun zeig' einmal, was mir mein Peterle schenkt!“

Da griff Peterle in die Brusttasche und zog sein Honigkuchenherz heraus.

Und was meint ihr? Seine kleine Tilde lachte und weinte vor Freude und hörte Peterles trauriger Geschichte zu wie einem Weihnachtsmärchen.

Peterle sah: seine Tilde, seine tapfere, gute Tilde war gar nicht enttäuscht oder betrübt, sie hatte ein Leuchten in den Augen, wie nur die es haben, die seligen Herzens sind. Und Tilde sah: ihr Peterle dachte gar nicht daran, daß ihm etwas verloren und zerronnen sei, sondern freute sich über etwas, was geschenkt und gewonnen war. Und es wollten ihnen beiden die Tränen kommen . . .

Aber da nahmen sie rasch ihre großen Herzen und begannen, daran zu knabbern, und sie waren froh und glücklich wie nur irgendein Paar in der großen Stadt, über der Schnee fiel.

Brettschneider.

Weihnachten im Heu

Eine Legende von Max Dortu.

Heiliger Abend — jawohl: heute — heilig — für die reichen Leute, für die Hochanständigen, für die Geordneten — aber unheilig für uns Ausgestoßene, für uns Arme und Elende. Doch ich will drüber schweigen — heilig oder nicht heilig, Weihnachten oder nicht: für mich handelt es sich in diesem Augenblick drum: eine nächtliche Herberge zu finden, es wird bald dunkel — all meine Kleider sind pitschenaß, und der Dreck der Chaussee klebt mir zwischen den Fußzehen.

Das war ein leise hingemurmeltes Gespräch, das ein alter Kunde, ein grau- und stoppelbärtiger Handwerksbursche, ein alter Speckjäger, sich selber hielt, sein inneres Ohr horchte auf seinen äußeren Menschen. Dieser wandernde Kunde war von Beruf — ein Färber, bald würde er siebzig Jahre alt sein — nie würde er wieder von der Landstraße wegkommen, irgendwo würde er im Chausseegraben krepieren, das stand heute schon fest. Wer auch hätte einem alten Färber Arbeit geben sollen — überhaupt: mit der Handfärberei, damit war es aus, das Handwerk war vollkommen ruiniert, die großen neuzeitlichen Stoffabriken färbten alles selbst. Und doch: die Handfärberei, seit Jahrhunderten hatte sie als ehrbares und notwendiges und erfreuendes Handwerk geblüht — heute: die Handfärberei ist tot! Die letzten Färber wandern als Trümmer einer vergangenen Zeit auf den Landstraßen dahin: alt, hoffnungslos, innerlich gebrochen, verachtet von den Mitmenschen. Jawohl: das ist so, leider, leider!

Und heute abend ist Weihnachten.

Hu, wie der Sturm heult in den Fichtenwäldern, Südsturm, warmer Sturm: Föhn! Es regnet, schon seit Tagen, Hase — Hirsch — Raben und Handwerksburschen werden überhaupt nicht mehr trocken. Mal bricht der Sturm die Wolken auseinander, das dunkle Grau des Himmels nimmt Opalglanz an, versilbert sich an den balligen Rändern — auch man ein Zipfelchen Blau — dann wieder jagen die schnellen Wölfe über den Himmel, alles wird grau: Regen, Regen, Regen?

Die Chaussee hebt und senkt sich. Drüben, der schwarze Tannenwald, den Berg steil hinauf — hier links lauter wellige Felder. Schwarzbraune Felder, jüngst gepflügt, es riecht noch ein wenig nach Mist — und schon grüne Roggensaaten — und ein Bächlein springt über Stock und Stein, zwischen smaragdenem Moos hin — leiser Gesang der kleinen silbernen Welle: ganz zart — aber alles Zarte stört der rauhe Schrei des Raben. Grab! Grab! Grab!

Dort — das wäre eine Herberge. Eine Scheuer im Felde, abseits der Chaussee: hin — zu sehen, was sich machen läßt. Schon da. Es riecht durch die Ritzen her nach Heu — also: eine Heuscheuer im freien Felde, weit draußen vorm Dorfe. Helfe dir selbst — so hilft dir auch Gott! Knisteknaste: knurreknarre: ramm, rumm: fertig, ein Loch in der Bretterwand, ein paar Längsbretter aus der Scheuer herausgerissen — gleich neben dem festen Tor; und nun zu Bett: hinein ins warme duftende Heu! Vater Färber, gesegnete Weihenacht, schlafe du süß: träume du Reichtum der Seele. Schuhu, am Waldesrand schreit die Eule, der Sturm übertrumpft sie — hoi, wie 's regnet!

Nach einer halben Stunde. Wieder steht ein Wanderer vorm Hotel zum Heustadel, ein Wanderer in Frauenröcken, ein Mädchen. Ei, Mädel, schnell: ehe es völlig dunkel wird — da ist das Loch im Schuppen, drinnen ladet dich das warme Bett ein — bitte sehr: nur hineingeschlüpft — und gesegnete Traumfahrt. Oben schnarcht der Alte — unten das Mädel. Frohe Weihnacht!

Stoi, Kruzitürken — nach 'ner weiteren halben Stunde kommt noch ein Wandersmann daher — diesmal: ein junger Bursch, breiter Hut, weite Hosen — ein fahrender Zimmermannsgeselle. Zimmermann: hinein ins Heu, glückliche Weihnacht! Und er sitzt schon mittendrin, im molligen Heu: der Zimmermannsgeselle — sitzt wie ein schwarzer Kern in einem duftenden Apfel. Laß mal regnen, laß mal stürmen, wir liegen warm im Heu — herrliche Weihnacht!

Um Mitternacht hörte man vom Dorfe her ein stoßweises Klingen und Singen — der Sturm warf mit Klangfetzen: im Kirchturm des Dorfes sang die Bronzene Christmesse. Und war es nicht, als ob im Heu drin ein leises Wimmern udn Weinen geschehe? Als ob ein junges, kaum geborenes Menschlein schreie und zetere? Ja, ganz genau so war das — der alte Färber und der junge Zimmermann horchten gespannt auf, da weint ein Kindlein — aber sie träumen wohl: Christi Geburt, Weihenacht im Heustall — hu!, der Sturm, ho!, der Regen.

Die Nacht ist um. Leise macht der Tag die schweren Augen auf — ein ganz klein wenig blinzelt der Tag auch schon in den Heustall hinein — aber plötzlich reißt der Tag weit die Augen auf: Eijeijeijei, was war hier aber auch zu sehen — und zu hören: ein schönes Mädchen, sie säugt an schneeweißer Brust ein nacktes Kindelein — und neben dem Mädchen stehen zwei schwatzende Handwerksburschen: einer jung, einer alt — ein Zimmermann und ein Färber.

Und das Mädchen, die junge schöne Mutter, die erzählt: Ich bin eines reichen Bauern Tochter, letztes Frühjahr kam ein neuer junger Knecht auf unsern Hof — der war so schön als wie die liebe Märzensonne. Wer liebt sie nicht. — Ich ward schwanger. Viel zu schnell war der Herbst da — die Schwalben flogen fort, mit ihnen flog auch mein Schatz. Ein Andenken ließ er mir . . . Mein Vater hat mich darum verstoßen. — Ist nicht schlimm, sagt der alte Färber. Mädel, ich will dein Vater sein. — Und ganz schüchtern legt der junge Zimmermann dieses Wort ans Herz der jungen Mutter: Mädel, darf ich dein Mann sein? — Die junge Mutter lacht und weint zugleich. — Ja, Vater und Mann — und dann wollen wir unser Kindlein gleich taufen — wie soll es heißen? — Der Zimmermann meint: „In der Christnacht ist es geboren, es soll — Da donnert auch schon der Färber drein: „Unser dreimaliges Kindlein soll heißen: Hilfreich — für uns alle drei ist es geboren. Gemeinschaft möge uns alle vier in Schönheit umbinden, Volk der Landstraße wird hier im Heustall zur frohen Familie.“

*

Nach 75 Jahren — im Anno 2003. Der Mensch Hilfreich lebt immer noch. Ein alter Urgroßvater, im Lehnstuhle sitzend — erzählt er seinen Enkeln und Urenkeln die Umstände seiner Geburt: Im Stalle geboren — unter dreifacher Herzensgemeinschaft; ein Name: Hilfreich. Eine Prophezeiung: ein Symbol war sein Name. Längst ist die Welt anders geworden. Alle Kontinente leben zueinander in guter Freundschaft. Und arme Handwerksburschen und ausgestoßene Liebestöchter brauchen nicht mehr in Heustadeln zu nächtigen. Häuser gibt es für alle: und das ist so gut, und das ist so recht! —

Vereinsamt

Geschichte von Ludwig Anzengruber.

Wer lobsänge dem Süden mit ungeheuchelter Begeisterung, wenn nicht sein Widerpart der Norden wäre? Was hätte ein ewiger Frühling, über die ganze weite Erde gebreitet, noch Besonderes? Aber da kommen die Kinder des Südens zu uns und heuchen in die Hände und sagen: „O, welch trauriges Land! Ihr habt eigentlich nur eine Jahreszeit, sieben Monate weißen und fünf Monate grünen Winter. Wie ihr das nur aushalten könnt?“

Das ist wohl ein wenig übertrieben, der Norden weiß das ganz gut. Er sagte einmal: „Pah, ich will mir eine ordentliche vierte Jahreszeit anschaffen; ich kann mir diesen Luxus erlauben, das riesige Polarmeer habe ich zur Hand, und dort bekomme ich um Billiges, was ich dazu brauche.“ Sprach's und ließ sich einen ordentlichen Winter kommen.

Es ist doch schön. Der Winter hat etwas Märchenhaftes. Die Welt liegt weit und klar, die Wege sind schmal und Wanderer darauf wenige; man erwartet daher in jedem etwas Besonderes, in jedem Häuschen, das man betritt, ein Abenteuer, denn außen liegt die Welt so still, innen schlägt das Herz so froh, so erwartungsvoll. Je nun, man kann sich täuschen, und man täuscht sich auch, bis zu der Zeit, wo der leuchtende Tannenbaum in die Stube kommt, da lebt jeder ein Märchen. Selbst wenn er den Baum mit eigenen Händen geschmückt hat, wenn er ganz gut weiß, wieviel Taler, Groschen und Pfennige auf all die Herrlichkeiten daraufgegangen: der Baum rauscht gar geheimnisvoll.

Gewiß, Weihnachten ist eine Zeit, und sie macht alle fröhlich. Alle? Ich kenne einen, der sie fürchtet.

Er hat seine Wohnung neben der meinen, ist ein noch ziemlich junger, hochaufgeschossener Mensch, den man immer gleich still, ernst und bescheiden seiner Wege gehen sicht. Auf einen freundlichen Gruß oder ein Scherzwort erwidert er wohl mit einem verbindlichen Lächeln, aber er scheint jede Annäherung zu vermeiden. Was seine Stellung anbelangt, so soll er in einer der vielen Teehandlungen Buch und Korrespondenz führen.

Jahrüber war er der gleiche höfliche wie freundliche Nachbar, bis jenes Fest herankam, das man bezeichnend Christabend nennt, denn der Tag zählt nicht, alles bis zum Abend ist Erwartung, ungeduldige, still träumerische oder behaglich vorkostende, je nach Temperament, aber immer nur Erwartung; kam dieser Festabend heran dann wich der Mann jeder Ansprache aus und bezeigte sich fast menschenscheu.

Es ist früh am Morgen, fahles Licht fällt durch die Gangfenster, die Treppe, die in Krümmungen von Stockwerk zu Stockwerk läuft, liegt noch dunkel; der Nachbar steht vor seiner Tür nud schließt sie eben hinter sich ab, neben ihm steht ein altes, ärmlich gekleidetes Weib, das Tag für Tag ihn bedienen kommt, das Frühstück kocht, die Kleider reinigt, das Essen holt; sie führt Bürste und Ausklopfstäbchen mit sich, schiebt sie von einer Hand in die andere; sie scheint etwas auf dem Herzen zu haben, aber einigermaßen verlegen zu sein, wie sie es vorbringe, endlich sagt sie leise: „Ich tät bitten, schaffen der gnädige Herr heut noch etwas?“

Im Kreise der Enkel wollte sie den heutigen Tag zubringen, das wars.

Der Gefragte schiebt den Quartierschlüssel in die Tasche, er blickt nicht auf, sondern antwortet in demselben halben Tone: „Nein, kommen Sie morgen früh rechtzeitig wieder.“

„Ich küß die Hand,“ sagte das Weib, „ich wünsch' recht — —“ vergnügte Feiertage, lag ihr wohl schon auf der Zunge, aber es schien sie zu gereuen, und da es schon halb heraus war, so wiederholte sie es und ergänzte es, wie es ihr unverfänglicher schien: „Ich wünsch' recht gute Unterhaltung!“

Der Mann nickte und schritt rasch der Treppe zu. Das alte Weib schüttelte den Kopf, wohl über sich selbst, und sah ihm, wie bekümmert nach. „Daß ich mir's nie ermerken kann! Immer rutscht es mir so heraus.“

Das schwedische Lucia-Fest

ist eine aus germanischer Zeit stammende Feier des zunehmenden Lichtes, die gewöhnlich am 13. Dezember begangen wird. Die Lichtgestalt der Lucia — auf dem Kopf einen Kranz brennender Kerzen, in den Händen Lebensmittel — ist das Symbol für die nun wieder wachsende Kraft der Lebensspenderin Sonne. — Unsere Aufnahme stammt von dem Lucia-Fest der deutsch-schwedischen Studiengesellschaft in Berlin.

Der Mann eilt in das Geschäft, hastig durchschreitet er schmutzige Nebengäßchen, biegt von allen belebten Straßen ab und erreicht auf einem Umwege die Handlung, in der er bedienstet ist; dort setzt er sich an sein Pult, nimmt die Feder zur Hand, rechnet, schreibt, blättert in den Büchern und sieht nicht auf, bis gegen Abend — früher als sonst an irgend einem Tage im Jahre — der Laden geschlossen werden soll, dann legt er seufzend die Feder hin, zieht den warmen Winterrock über, nimmt den Hut vom Haken und tritt hinaus in die Dämmerung.

Wieder nimmt er den Weg durch die Nebengäßchen; aber so menschenleer es dort auch ist, hier und da hüpft doch ein Kind mit munteren Aeuglein über den Weg, hastet ein Erwachsener daher, der einen Pack halb versteckt trägt, oder rauscht gar ein Bäumchen vorbei, und die Goldstreifen knistern und die bunten Papierbänder flattern; unser Mann achtet nicht darauf, er drückt sich nur näher an die Mauer, um Platz zu machen.

Vor seiner Wohnung angelangt, zieht er bedächtig den Schlüssel aus der Tasche, öffnet, tritt ein, sperrt hinter sich ab und geht nach dem im Halbdunkel liegenden Zimmer. Helle Streifen von der Straßenbeleuchtung fallen durch die Fenster, liegen über der Wand und zittern an der Decke. In dem dämmernden Raume geht er in kurzen und hastigen Schritten ein paarmal auf und nieder, dann, als versagten ihm die Füße, wirft er sich müde auf den Diwan. Er deckt die Augen mit den Händen und stützt den Kopf darein und seufzt tief auf — —

Vor vier Jahren war es gewesen, da leuchtete in seiner Stube ein Baum, ein übermütiger Knirps kutschierte mit einem Wägelchen rasselnd auf und nieder, und auf dem Arme einer kleinen, niedlichen Frau guckte sein Kleinstes mit groß, gar groß aufgerissenen Augen in die Lichter, es streckte die Aermchen danach und zog sie lächelnd wieder zurück.

Und vor drei Jahren, da tollte der Knirps wieder durchs Zimmer, aber die Frau saß neben dem Mann auf dem Diwan und sie drückte seine Hand und sie sah mit feuchten Augen lächelnd nach dem Kleinen. „Unser Einziger! Der ist ja noch da!"

Und wieder ein Jahr, da leuchtete kein Baum in der Stube, da war es düster wie heute; aber in seiner Hand lag eine andere, an seiner Wange lehnte eine andere Wange, er fühlte die Wimpern des nahen Auges seine Schläfen streifen, und feucht rann ein Tropfen nieder. „O, liebes Weib!" —

Und noch ein Jahr — ja, da war es ganz wie heute —, es überkommt ihn, als sollte er sich über das Kissen des Diwans werfen, die Hände vors Gesicht geschlagen ... aber er erhebt sich langsam, tritt an das Fenster, er schiebt die Riegel zurück, er öffnet einen Flügel und lehnt sich hinaus in die stille Nacht.

Draußen liegt die Straße. Langsam wie durch einen zündenden Funken, der die Häuserzeile entlang läuft, glimmen die Fenster an, da, dort, näher wird es Licht.

Und der Mann am Fenster blickt hinein in das Leben und Treiben der nahen Stuben — lange, lange; dann zieht er leise das Fenster an sich, und bevor er es schließt, nickt er hinaus und sagt still und wehmütig: „Fröhliche Weihnacht!"

Fröhliche Weihnacht!

Das Fenster drückt sich in den Rahmen, er wendet sich zurück. Was ist das? Will es nicht in seiner eigenen Stube aufleuchten? Es ist ihm, als laste ihm etwas gar leicht auf seinem rechten Arm, als wäre etwas rasch herangekommen und schmiege sich an sein linkes Knie.

Nichts! Im Auge wirken ja grelle Lichteindrücke für eine kurze Weile noch im Dunkeln nach, und als er aus dem Fenster sah, da hatte er auf dem rechten Arme gelegen und das linke Knie gegen das Sims gestemmt. Es erklärt sich das so natürlich, aber er senkte doch sachte den Arm herab, er rückte leise den Fuß vor, wie um nichts fallen zu lassen oder umzustoßen — was es auch sei.

Dann verläßt er eilig die Wohnung. Jetzt war es auf den Straßen wie ausgestorben, er durchschreitet sie hastig, wo er in einem öffentlichen Lokal eine Zechgesellschaft lärmen hört, da tritt er ein, setzt sich in eine Ecke und sieht stille dem Treiben zu, er fühlt eine Art Behagen, wie unter seinesgleichen. Vereinsamte, Ausgeschlossene und Ausgestoßene. Je lärmender die Gesellschaft, je besser; die hatten nie, was er besaß und selbst verloren nicht in der Erinnerung missen möchte, oder sie hattens verspielt, sie waren elender als er, dem die heilige Nacht noch heiligen Schmerz weckte.

Kalt und nüchtern, bleigrau liegt der Morgen über der Stadt, wenn der Mann heimkehrt. Es ist vorbei, wieder auf ein Jahr vorbei, was ihn im dämmernden Zimmer überkommt, als sollte er sich über das Kissen des Diwans werfen, die Hände vors Gesicht geschlagen — was ihn hinaustreibt in die Nacht, gleich Vereinsamten nachzuprüfen, nachdem er vorher den Glücklichen still und wehmütig zugerufen:

„Fröhliche Weihnachten!"

Allerlei Weihnachtsgerichte

Die Sitte, festliche Tage durch festliche Gerichte zu verherrlichen, ist uralt, man übt sie an allen Festen, welche, aus dem Heidentum stammend, vom Christentum übernommen und umgewertet worden sind, besonders aber am Weihnachtsfest. Viele unserer Festgerichte stammen aus altgermanischer Zeit, sie erinnern an die Opferschmäuse, für die bestimmte Speisen vorgeschrieben waren. Auf Verstöße gegen die Vorschriften standen hohe Strafen, und mancherlei Aberglaube war damit verknüpft. So kann man es sich denn leicht erklären, daß das Volk selbst nach Einführung des Christentums an den Gebräuchen festhielt. — Heute noch ißt man in Schlesien vielfach zu Weihnachten Schweinefleisch mit Klößen, eine Sitte, die sich auf germanische Opfergerichte zurückführen läßt. Bekanntlich war der Eber dem Sonnengott heilig, dem zu Ehren das Fest der Wintersonnenwende gefeiert wurde. Die Klöße aber sollten in ihrer Form an die Sonnenscheibe erinnern. Auch in Thüringen dürfen solche beim Weihnachtsschmaus nicht fehlen, sonst kommt Berchta (Frau Holle) über Nacht und straft die Betreffenden dadurch, daß sie ihnen den Bauch aufschneidet und mit Häckerling füllt. Dort sowie in Böhmen, Schlesien, Hannover usw. spielt der Hering, und zwar der weibliche, der den Rogen enthält, eine große Rolle; wer ihn am Weihnachtsabend verzehrt, hat das ganze Jahr Geld in Hülle und Fülle. Auch in dieser Sitte stecken Reste des alten Volksglaubens, der allem, was Körner hatte, geheime Wunderkraft beimaß. Deshalb finden wir mancherorten auf der Festtafel heute noch Speisen, die Körner des Mohns enthalten, z. B. in Schlesien die Mohnklöße und die Mohnmilch mit Semmelbrocken sowie Mohnpielen in der Mark Brandenburg. In Schleswig-Holstein wird Reis in Milch gekocht gegessen, ebenfalls ein „körniges" Gericht.

Außer dem wohlfeilen Hering werden Weihnachten noch verschiedene andere Fische verspeist, die namentlich im Norden ein althergebrachtes Festgericht sind. In Schleswig-Holstein ißt man am Heiligenabend, wegen des reichlichen Mahls Vullbuksabend (Vollbauchsabend) genannt, besonders in den Städten Stockfisch; in Schlesien neben Karpfen in polnischer Tunke mit Bratwurst gebackenen Hecht, Schleie usw.

Am meisten bekannt und als Weihnachtsspeise beliebt bei jedermann sind Aepfel, Nüsse und Honigkuchen, sie gehören von jeher zum Weihnachtsabend. Alle drei spielen in gewissem Sinne schon beim germanischen Julfest, die beiden ersten bei den römischen Sigillarien, eine Rolle: Aepfel und Nüsse als Sinnbilder der Fruchtbarkeit, des ewig sich erneuernden Lebens und die späteren Honigkuchen in Gestalt der Opferkuchen, die unsere Vorfahren den Göttern darbrachten. Letztere ahmten in ihrer Form entweder Bilder der Götter selbst nach oder sie stellten heilige Tiere, Bock, Pferd, Hahn, Eber, Rabe usw. dar, wie wir das heute noch bei mancherlei weihnachtlichem Gebäck finden. Von den germanischen Opferkuchen und den auch bei den Römern bereits bekannten, mit Anis gewürzten Honigkuchen bis zu unseren Weihnachtskuchen ist es allerdings ein weiter Weg. Die ältesten Festkuchen sind wahrscheinlich die Lebkuchen, die man bereits um das Jahr 1000 in Nürnberg herstellte.

Vom Alt-Berliner Weihnachtsmarkt

„Berliner Kinder" nahmen von jeher eine Sonderstellung ein, — leider keine rühmliche. „Berliner Kind" ist leider Begriff geworden für eine Art unbequemer Jugend, die selbstbewußt überall unerbetene Kritik übt, ohne Achtung vor Reife und Alter. Nun ist nichts gefährlicher als: „einen Ruf zu haben". Ich kann zwar der „Berliner Jugend" eine gewisse vorlaute Art nicht absprechen, aber immer wieder versöhnt die Munterkeit, der helle Verstand, der Witz und das warme Herz trotz borstiger Schale.

Der Typ dieses Kindes hat sich Jahrzehnte hindurch unverwässert behauptet. Nur die Umwelt ist eine andere geworden, und das „Berliner Kind", eingeboren in die neue Zeit, hat sich voll zu dieser bekannt. Und wenn sich jetzt zur Weihnachtszeit die tausendgliedrige Schlange von Kindern durch die Spielwarenläger der Kaufhäuser ringelt, hat man seine helle Freude. Die Augen trinken, und der Mund, stets rege, sprudelt drastische Kritik. Und: „Mensch, kiek doch mal, wat se for 'ne Karrete uffs Schassie jepappt ham, det is doch Blödsinn mit Lakritze", oder: „So'n Rad'o hat, jloob ick, schonst mein Urjroßvater in de Spielschule jekümmert", so klingt's im lieblichen Chor. Die technischen Errungenschaften, die winzigen Modelle von Dampfern, Autos, Luftschiffen, haben es Jungens und Mädels angetan. Man hört sie sachverständig von Raumschiff, Beförderungsmittel der Zukunft, Tragflächen, Stoßdämpfer und Vergaser sprechen, und meint, daß sie erfolgreiche Prüfungen als Piloten und Chauffeure längst hinter sich haben.

Nun jede Zeit hat seine Generation, und „Berliner Kinder" wußten sich immer anzupassen. Vor 50 Jahren waren die Freuden der Vorweihnacht viel einfacher, aber das intensive Genießen, die Lust am Schauen, das ungenierte Urteil — und das Mundwerk — war und ist stets gleich geblieben. Der Tummelplatz unseres Genießens war der liebe, alte Weihnachtsmarkt. Der heute wieder aufgelebte ist kaum ein Surrogat des vergangenen.

In meiner Erinnerung sind die Tage des Weihnachtsmarktes vom 11. bis 24. Dezember immer übersonnt gewesen von klingendem Frost oder lustigem Schneetreiben.

Auf dem weiten Platz vor dem alten Schloß lag ein Schneeteppich, von zahllosen Füßen zu glatter Masse gestampft, mit herrlichen „Schlitterbahnen". Primitive Buden zogen Gassen und Gäßchen hindurch, eine Wunderstadt war entstanden. Mit allen Sinnen genoß man schon aus der Ferne. Der Duft von Tannen, Schmalzgebackenem, Aepfel und Pfefferkuchen, blakenden Petroleumlampen zog einen weiten Dunstkreis, Surren von Waldteufeln, Salvengeknatter von Knarren, leises Klingen von Schlittenglöckchen waren uns herrliche Musik. Und Kinderjubel schwebte über allem.

Der Lustgarten war die Eingangspforte zu dem Paradies. Alleen von Weihnachtsbäumen bildeten einen Zauberwald. Und im Hintergrund das graue Schloß, die grüne, plumpe Kuppel des alten Doms unter dem blaßblauen Winterhimmel — und überall Jugend und Frohsinn und lachendes Leben.

Die Schüler und Schülerinnen, die viel fragten und wenig kauften, waren ebenso zahlreich wie unbeliebt, und der Verkehr zwischen Käufern und Verkäufern war ganz anders, als ihn der „Dienst am Kunden" heute erstrebt.

Uns erschien alles wunderbar. Aber das war ja nur Beiwerk, kleine Mitläufer großer Genüsse. Im Herzen des Marktes — drei Stände einnehmend — erhob sich ein Gebirge von Tonnen und Säcken, gefüllt mit Pfefferkuchen, Marzipan und Pretzeln. Darinnen thronte über einem wärmenden Kohlenbecken die umfängliche Gestalt der „Witwe Neumann aus Braunschweig", die nie Berlins Weichbild verlassen hatte. Die dicke wollne Jacke und der meterlange Schal erhöhten die Anmut ihrer Erscheinung nicht. Rauh von außen und leider auch rauh von Sitten. Was sie aber weit über den Alltag hob, waren die poetischen Ergüsse, die zuckergespritzt auf ihren riesenhaften Pfefferkuchen prangten. Unserem schmalen Geldbeutel waren sie unerschwinglich, es langte meistens nur zum „Bruch". Unaufhörlich umrundeten wir den Stand, die Verse zu lesen, und weil uns die Branche so glühend interessierte.

„Nu macht aber mal Schluß, ihr elendigen Spinatwachteln", tönte schließlich die liebliche Stimme der braven Witwe. „Ick hab' woll for euch 'ne Volksbibelthek, wat? Det ihr immer lesen kommt un nischt kooft?"

„Ach wir woll'n doch kaufen", lenkten wir bescheiden heuchlerisch ein, „wir streiten uns nur, ob die schönen Verse von Geothe oder Schiller sind, unser Lehrer meinte — vielleicht von Lessing." „Det hab' ick mir doch jleich jedacht, det ihr uff de hohe Schule jeht", antwortete die Holde, „sonstens wärt ihr doch nich so ochsendämliche Luders!" „Sie haben ganz recht, Frau Witwe Neumann, es ist so" stimmten wir ergeben zu, „bitte geben Sie uns doch für 5 Pf. von Ihrem schönen Bruch." Nun ward's gefährlich! Sie schrie erbost: „For euch, verhungertes Jemüse, bin ick noch lange nich Witwe, und de feine Angrohbestellung wer ick jratis und franko in de allerwerteste Wohnung schicken!" Wir entflohen lachend dem Wortschall, trugen aber die geistvollen Verse als Gedächtnisgut mit nach Hause.

Auf einem Herzen von der Größe einer mäßigen Tischplatte konnte man lesen:

„Ick mußte dieses Herz Dir koofen,
Ick dachte an Dir immerzu,
In meinem Zimmer rußt der Ofen,
In meinem Herzen ruhst nur Du!"

Ein Weihnachtsmarkt im alten Berlin
ein frohes Bild aus einer frohen Zeit.

Sehr sinnig fanden wir auch den süßen Happen mit der Widmung:

„Du bist der Herr im Haus,
Wenn Deine Frau is aus.
Und keener widerspricht,
Drum, — Oller, brumme nicht!"

Nach dem wenig ehrenvollen Abzug gings schnell zu unserem speziellen Freund, dem „Schmalzemil". Mit dem konnte man unbedenklich einen kleinen Scherz wagen, und was war uns Genuß ohne Scherz? Von „Schmalzemil" ging die Sage, er wäre Operntenor gewesen, hätte seine Stimme verloren, und sich dann dem süßen Gewerbe des Schmalzkuchenbackens zugewendet. Uns waren die Erzeugnisse seiner späteren Kunst wenigstens weit lieber. Mit sicher einst weißer Mütze stand er gewichtig vor seinem Kessel. Hier hieß es, erst zahlen, dann kriegen! „Ach, Herr Emil", schmeichelten wir, „Ihre Konditorei riecht wieder so wunderschön! Ist's wahr, daß Sie alles in reinstem besten Affenfett backen?" „Keene Angst, schöne Damen", meinte er beruhigend, und blitzschnell langte seine Hand nach unseren Backfischarmen. „Ja woll, reines Affenfett nehm ick schonst. Aber Ihr't kann ick nich vawenden, ihr habt ja allesamt nich een Lot Fett unter de Pelle. Vorläuf'g hab' ick ma drum een Urwald in Afrika — dicke voll Affen jekooft — un for dies Jahr reich ick! Valleecht mach'n Se nächstet Jahr wieda mal Offerte." Kreischend vor Vergnügen steckte ihm jeder seinen Sechser hin und gemeinsam sahen wir seinem geschickten Walten zu. In einem großen Kessel siedelte Fett über Holzkohlenfeuer. Er schöpfte aus einer Schüssel mit buttergelbem Teig eine große Kelle voll. In elegantem Schwung ließ er sechs wohlabgemessene Teilchen in das Schmalz fallen. Das Fett zischte, schrie auf und warf nach wenigen Minuten sechs lieblich duftende, braune Kugeln an die Oberfläche. Sie wurden herausgefischt, und unbekümmert um Hygiene, in Zeitungspapierdüten gebettet, die im Augenblick von Fett gekränkt, appetitanregend nach Druckerschwärze rochen. Unsere jungen Mägen fanden sich leicht damit ab.

Ein guter alter Mann war mein Freund, der Schablonenschneider. Er schnitt mit großem Geschick Monogramme in kleine dünne Kupferplättchen. Mit seinen bloßen Händen — denn Handschuhe vertrug sein Gewerbe nicht — fror er erbärmlich, und als ich einmal meiner Freude Ausdruck gab, daß er sich noch nicht totgefroren habe, sagte er langsam und besinnlich, denn seine geruhsame Arbeit hatte ihn zum Philosophen gemacht: „Nee, det Sterben, det laß ick mir nu bis janz zuletzt!"

Schatten in dieser Welt voll Frohsinn waren die elenden, verfrorenen Kinder, die ihre billigen Waren feilboten. Ueberall klangen die blechernen Stimmchen:

„Eenen Dreier det Sechserschäfchen!
Eenen Jroschen de Knarre!
Zehn Fennig nur der Hampelmann,
Der Arm und Been bewejen kann!"

„Een Jroschen nur det kleene Aas,
Kost nich vill, macht mad'jen Spaß,
Und tut nich weh!"

So klang's von allen Ecken und Enden. Jeder kaufte, und das Geschäft war nicht das schlechteste.

Plötzlich hieß es: der Weihnachtsmarkt wird abgeschafft! An höherer Stelle wäre er nicht wohlgelitten, der Schloßplatz sei für solchen Jahrmarktsrummel nicht geeignet, und der ganze Betrieb einer emporblühenden Weltstadt unwürdig. Wir konnten es nicht glauben. Hofften und zitterten dem nächsten 11. Dezember entgegen. Aber der Schloßplatz blieb öde und leer. Es ist möglich, daß die klugen Leute, die Stadtväter, recht hatten. Wir aber haßten sie um dieser Maßnahme willen, denn sie nahmen uns ein Stück Jugend, dem wir lange nachtrauerten.

Die Stecknadel

Von Hagen Thürnau.

Wenn Helmut morgens in dem kleinen Hotelzimmer erwachte und auf der Landstraße ein Wagen die langen Eichenstämme fuhr, riefen die Glöckchen der Pferde „Inge, Inge, Inge!" Und wenn der Schmied unten im Dorf auf das Eisen hämmerte, klang es „Inge, Inge, Ingelein!" Dann sprang Helmut aus dem Bett und ans Fenster und sah über die Bauerngehöfte und die vielen Waldkulissen zu der fernen weißen Villa.

In der Villa auf dem Hügel wohnte sie. Aber er durfte sie nicht besuchen. Die Gärtnersleute würden schwatzen, meinte sie, und ihr Onkel sei ein mißtrauischer Sonderling. Sie trafen sich im Walde. Und das gab ihrer Liebe den Reiz der Romantik.

Auch alles, was Inge von ihrem Leben erzählt hatte, war ungewöhnlich. Sie weilte hier zu Besuch bei ihrem Onkel. Ihr Vater war Bankdirektor, ihre Mutter Sängerin; aber sie hatte lange in einer abgelegenen Försterei gelebt, dann bei dem Direktor eines Wandertheaters, der sie gelegentlich auftreten ließ, als Julia oder Iphigenie. Helmuts Phantasie hatte Mühe, das alles zu bewältigen. Die Arbeit, die er in dem ruhigen Kurort beenden wollte, wanderte in den Koffer.

Eines Morgens kam Helmut an der weißen Villa vorbei und fand in der Mauer des Parkes eine eiserne Pforte. Sie war offen. Die Versuchung war groß, er trat ein.

Niemand war zu sehen. Aber an einer alten Buche, auf dem Rasen, schimmerte ein helles Kleid. Es war Inge. Sie schlief, die heißen Wangen auf den Rücken der Hände gelegt, neben sich ein aufgeschlagenes Buch.

Lächelnd sah Helmut auf sie nieder. Da fiel sein Blick auf den Stamm der Buche. In die Rinde war ein Herz geschnitten, und darin hing seine Photographie. Es war Helmuts Bild. Die Stecknadel, die es hielt, ging mitten durch die Brust. Das war lieblos. Es gab Helmut einen Stich in das Herz, gerade als hätte die Nadel ihn wirklich verletzt.

Ohne Inge zu wecken, schlich er fort.

„Was hast du heute morgen getan?" fragte er Inge am Nachmittag. „So etwa um zehn Uhr?"

Sie sann nach. „Um zehn? Da schlief ich auf dem Rasen."

„Heute morgen hast du mir irgendwie wehgetan, weißt du das nicht?"

Sie sah ihm aufmerksam, mit leisem Frohlocken in die Augen. „Ja? Spürtest du das? Nun, ich will's dir sagen. Ich habe gehext. Ich habe deinem Bild ins Herz gestochen. Nun kannst du mich nie mehr vergessen!"

„Ja, und den Stich habe ich gespürt!"

Er bat ihr insgeheim sein Unrecht ab. Ihre scheinbare Lieblosigkeit war Liebe gewesen!

Sie tippte mit dem Finger auf seine linke Brust. „Siehst du? da hindurch! Die Nadel hatte ein rubinrotes Glasköpfchen, und als das in dem Bild steckte, sah es aus, als quelle ein Tropfen Blut aus dem Herzen."

„Ein rubinrotes Glasköpfchen?" Es war Helmut, als habe er einen Stoß erhalten, einen ganz kleinen nur, aber einen, der wie ein Zittern durch sein ganzes Wesen ging, sein ganzes Weltbild leise erschütterte. Ein rubinrotes Köpfchen? Er hatte visionhaft deutlich wieder die Photographie vor Augen, wie sie an der Buche hing. Eine gewöhnliche Stecknadel war es gewesen, die darin stak, eine ganz gewöhnliche Messingnadel!

„Ja, gewiß!" antwortete Inge, erstaunt über seine Frage. „Kennst du nicht die Stecknadeln mit Glasperlen als Köpfen? Die rote Perle hatte mich überhaupt erst auf den Einfall gebracht. Als sie über deinem Herzen saß, hatte ich ein seltsames, süßböses Gefühl.

Helmut starrte das Mädchen an. Was hatte er denn gesehen? Hatte er mit offenen Augen geträumt? Aber nein! Er war seiner Sinne gewiß. Sie log! Mit welcher Natürlichkeit, welcher Freude, welcher Wollust sie log!

„Ja, was hast du plötzlich?" rief Inge ängstlich. „Du bist ja mit einemmale ganz bleich, ganz verändert?!"

„Ich? Ach —" Er faßte sich, schüttelte sich gleichsam selbst am Arm. „Nichts! Wirklich gar nichts! Es kam mir nur ein dummer Gedanke."

Er konnte schon wieder heiter scheinen. Schließlich war es auch unsinnig, sich wegen eines Stecknadelknopfes Gedanken zu machen. Die Hauptsache war doch, daß Inge ihn liebte. Wollte er kleinlich werden?

Aber die Nacht kam. Und des Nachts kriechen die verscheuchten Gedanken hervor, wie die Nebel, die bleich und unaufhaltsam aus den Gründen steigen. Sie kommen aus den Winkeln: die Bilder des Tages sind verhuscht, nun sind sie die Herren im Haus. Sie halten Gerichtssitzung. Inge ist angeklagt. Inge lügt. Gibt es mildernde Umstände? Nein. Log sie nur diesmal? Nein. Hat sie einmal gelogen, tut sie es auch öfter. Hat sie Zeugen, hat sie Bürgen? Nein. Man kennt sie nur aus ihren eigenen Erzählungen. Was davon ist wahr? Ist dieser Onkel wirklich nur ihr Verwandter? War das mit dem Bild eine Spielerei? Ist es ihr ernst mit dieser Liebe?

Ueber den waldigen Höhen wurde es hell. Ein fahler, grämlicher Schein füllte das Zimmer. Noch immer war Helmut wach, noch immer dauerte die Gerichtssitzung. Er wohnte ihr bei als willenloser Hörer auf der Galerie. Und doch wurde dort um sein Glück verhandelt!

Und dann kam ein Sonnenstrahl wie ein blutiges Schwert. Inge war verurteilt. — Als führe er einen Befehl aus, setzte sich Helmut an den Tisch und schrieb einen Brief. Einen Abschiedsbrief.

„Ich würde alle Deine Worte von nun an beargwöhnen", schrieb er, „ich würde die Leute aushorchen, würde Auskünfte einholen. Dich vielelicht beobachten lassen. Ich würde erfahren, daß alles, was Du sagtest, der Wahrheit entsprach. Aber irgendwo wäre doch noch ein Punkt ungeklärt geblieben, und der würde mich von neuem plagen. Und wenn es nicht mehr der ist, so ist es ein anderer und dann wieder ein anderer. Ich würde Dir Szenen machen. Dich quälen und schließlich mir selber verächtlich werden. Die Schönheit unserer Liebe ist dahin. Durch eine Stecknadel!"

Er las den Brief durch. Es tat weh und sein Herz war schwach. Aber was wollte er tun? Alles andere war Halbheit. Es war beschlossen. Und am Mittag reiste er ab.

Helden

Von Ludwig Nagy.

Um diese Zeit wurden in Budapest die Kehlen der Menschen von Angst zusammengeschnürt. Finstere Düsterkeit breitete sich über die Augen, über ihr Gehirn, in der Tiefe ihrer Seelen regte sich die Erinnerung an ihre qualvollsten Leiden, und diese Erinnerungen erfüllten ihre Tage mit Pein. Ihre Herzen schlugen oft heftig und bisweilen hatten sie das Gefühl, ihr Herzschlag setze aus, und sie stürzen auch schon in die Vernichtung.

Ja. Denn damals hielten Autos vor den Häusern, aus den Autos stiegen uniformierte Weißgardisten, berieten leise: zwei, drei gingen ins Haus, befahlen dem vor Angst zitternden Hausmeister, still zu sein, erkundigten sich nach jemandem; den Jemand überraschten sie in der Wohnung, nannten einen schablonenhaften Vorwand und nahmen ihn, keine Widerrede duldend, mit.

Das Opfer ging, mit dem Ersticken ringend und mit einknickenden Knien; mit töricht hoffendem Blinzeln nach etwas Menschlichem, etwas mildernd Geradem und Wahrhaftigem bei seinen Häschern forschend; ein winziges Hoffnungsflämmchen zuckte hilflos vor ihm auf, daß er es trotzdem sich entfalten lasse; denn sie waren ja höflich gewesen und hatten gesagt, es handle sich nur um ein Verhör. Das Opfer ergab sich der törichten Hoffnung, die ihn ins Dunkel tiefer Keller brachte: wo seiner Weinen, Flehen, Zähneknirschen harrten; grauenhaftes Wehklagen und Röcheln, Sichwälzen in Blut, wahnwitziges Niederprasseln von Schlägen, Würgen, Verstümmeln, Flüche, Todeszucken und qualvolles, stöhnendes Ende.

Der Reihe nach wurden die Opfer geholt und kehrten nicht mehr wieder. Schluchzendes Klagen der Witwen und Kinder ließ die harten Gesichter reglos bleiben. Auf flehende Fragen wurden kalte, abweisende Antworten gegeben; für brüllendes Weinen, wehklagendes Fluchen erhielten Mütter, Witwen und Kinder grausame Strafen. Es war dies ein furchtbarerer Schlag als Krieg, Zyklon, Erdbeben, Pest, war das Höllengrauen selbst, eine grauenhafte Zeit. Fluch über sie und Fluch über jeden, in dem die Erinnerung an diese Zeit das Blut nicht erstarren läßt!

Der Mann saß düster in seinem Zimmer und las. Doch verstand er nicht, was er las, denn sein Geist flatterte unruhig umher, blutende Menschen drängten sich in seine Vorstellung, mit abgezogener Haut, mit gebrochenen Gliedern — und der harte und starke Mann erblaßte, zitterte. Er stand von dem Buche auf, ging auf und ab, blieb stehen und seufzte, weil er sich schämte.

„Ich habe Angst", keuchte er, „es ist unmöglich, mich nicht zu fürchten."

Und doch war seine Stirn hoch, sein Blick offen, sein Gesicht hatte regelmäßige Züge, und seine Augen glänzten; seine Schultern waren breit, sein Brustkasten war wie ein Dampfkessel, seine geballten Fäuste waren Hämmer.

„Das Leben keines einzigen von uns ist sicher. Alles hängt davon ab, an wem die Augen des einen haften bleiben, was dem andern einfällt. Ich schäme mich. Muß vor Scham in der Erde versinken. Daß die Kraft vor der Ruchlosigkeit Angst haben soll! Die reine Absicht vor den Blutsaugern."

Und mit dröhnenden Schritten begann er abermals auf und ab zu gehen, als wäre seine Angst bereits von der Wut bezwungen worden. Doch erschlaffte er alsbald abermals, setzte sich an den Tisch zurück, sank über ihn und erweckte den Eindruck, als schluchzte er bitterlich.

So wurde er von seiner Frau überrascht. Sie betrachtete ihn besorgt, begann ihn zu trösten. Aber der Mann war in diesen Minuten wieder fest. Die Frau hörte nicht auf, ihn zu trösten, obschon sie auch selbst unaufhörlich zitterte!

Wochen hindurch ging dies jeden Abend so. Einmal besuchte den Mann ein Freund. Ein blasser, magerer Mensch, der klein war und einen Kneifer trug. Sein Gesicht jedoch war sogar in seiner Blässe von erhabener Ruhe. Auch an diesem Tage waren wieder furchtbare Greueltaten begangen worden.

Der Mann lächelte bereits, hoffte, vertraute seiner Kraft und seinem Recht, und vielleicht auch — wir sind ja nicht vollkommen — seinem Glück. Aus dem Nachbarzimmer klang das sorglose Lachen zweier Knaben herüber. Nachrichten huschten durch die Stadt: daß überall neue Freude herrscht, die Menschen fleißig arbeiten, sich heiter zerstreuen und abends in ihre Gebete die neuen Herren einschließen. Aber die Verfolgten riefen einander mit tonloser Stimme in die Ohren: Hier waren zwölf, dort sieben, dort aber vierzig fortgeschleppt worden, X war verschwunden Y war verschwunden.

Der Mann saß über den Tisch gesunken, als sein blasser Freund eintrat. Der Freund trat geräuschlos auf den Mann zu und richtete an ihn ohne Vorwurf, ganz sachlich, die Frage:

„Schämst du dich nicht?"

Der Mann fuhr auf und schämte sich. Er sagte:

„Ja, ich schäme mich."

Der Freund sah ihn kalt, klug an:

„Ich werde dir helfen. Sieh, ich fürchte mich nicht. Bin hart wie Stahl. Kann wohl gebrochen, aber nicht gebogen werden. An meiner Brust trage ich Gift, in den Taschen Revolver, Dolch, Eiergranaten. Wer Mut hat, wird nicht zu Tode gepeinigt, nicht verhört, mit ihm kein Zirkus aufgeführt, über den Mutigen kann man nicht lachen die Vernichtung des Mutigen kann man nicht vor einem geladenen Publikum als Zirkusvorstellung zeigen. Vor dem Mutigen muß der Ruchlose bis an das Ende Angst haben."

Er zog aus den Taschen, Waffen, kleine Fläschchen.

„Da hast du."

Das Gesicht des Mannes glänzte auf:

„Danke, ich habe keine Angst mehr."

Die Frau war zugegen, hatte alles gehört. Sie ging in das andre Zimmer hinüber, sank vor dem Bett auf die Knie und schluchzte lautlos, ringend, erstickend.

„Und jetzt wollen wir plaudern. Setz' dich."

Aber bald darauf wurde an der Tür geschellt. Der Mann erschrack nicht mehr, stand aber mechanisch auf, um die Tür zu öffnen.

„Warte!" befahl der Freund. „Laß mich." Und er ging zur Vorzimmertür.

„Wer ist da?"

„Oeffnen Sie die Tür."

„Ich öffne nicht. Wer ist's?"

„Im Namen des Gesetzes!" log die Stimme.

Nun stand auch der Mann schon da.

„Ich empfange nur bei Tag."

„Oeffnen Sie, sonst werden Sie's bereuen."

Sie antworteten nicht einmal.

Draußen Beratung, Getuschel. Die Tür begann zu knarren. Jemand stemmte sich gegen sie.

„Wer eindringt, wird erschossen."

Reglosigkeit. Stille. Dann lautes Beraten. Schritte; jemand, einige entfernten sich. Ob sie wohl vor der Tür einen Posten zurückgelassen haben?

„Geh an das Fenster, sieh auf die Straße hinunter."

Unten stand ein Auto. Zwei traten auf das Auto zu. Unten Beratung. Mehrere stiegen aus.

Sie kamen wieder. An der Tür festes Klopfen. Keine Antwort. Von draußen eine drohende, grausame Stimme, eine andre als vorher. Die Tür brach mit einem einzigen Krachen ein. Ein Riese mußte sich mit dem ganzen Körper gegen sie gestemmt haben. Im Türrahmen erschien auch schon seine Gestalt. Der Mann schoß, und die riesenhafte Hyäne schlug hin. Weitere Hyänen drangen ein, rissen Revolver hervor und schossen. Der Mann und sein Freund kämpften. Die Hyänen fielen, eine vierte floh. Der Mann und sein Freund sanken mit tödlichen Wunden zu Boden.

Die Frau stürzte heraus. Beim elektrischen Licht betrachtete sie die beiden Toten. Stumm. Sie war stark, schleppte sie in das andre Zimmer, legte jeden auf ein Bett. Sie küßte ihren Mann, nahm ihre beiden zitternden Kinder bei der Hand.

„Kommt."

Hinunter auf die Straße. In das Dunkel der Nacht. Morgen an das Tageslicht, zwischen die Menschen! Schützt mich! Ich muß sterben, aber vor ihnen schützt mich!

Die Kinder weinten.

„Weint nicht! Weint nicht! Euer Vater ist entkommen. Er war mutig, ist gestorben, doch ist er entkommen. Werdet auch ihr, wie er gewesen!"

(Uebertragung aus dem Ungarischen von Stephan J. Klein.)

Der Schauplatz der Londoner Fünfmächtekonferenz

die im Januar von England, den Vereinigten Staaten, Japan, Frankreich und Italien zum Zwecke der Einschränkung der Flottenrüstungen abgehalten wird, soll der vom König von England zur Verfügung gestellte Sitzungssaal des St. Jamespalastes sein.

Der Verräter

Von L. Beeston

„Halt!"

Volturios Stimme, scharf und schneidend wie ein Peitschenhieb, brachte Williams dazu, sich blitzschnell umzudrehen, als wäre ein Pistolenschuß hinter seinem Kopf abgefeuert worden. Er sah glühende Augen auf sich gerichtet, weiße und drohende Gesichter, und er verstand sofort.

„Ach so", sagte er leise, aber ganz ruhig. „Ihr denkt, ich wollte ein Zeichen geben? Ich kann euch verstehen, aber ihr habt unrecht. Meine Zigarre brennt schon seit zehn Minuten nicht mehr, seht selbst!"

Er legte den zerkauten Stummel auf den Tisch zur allgemeinen Besichtigung.

„Einverstanden", erklärte Volturio und warf den Rest der Zigarre ins Feuer. „Am besten, du bleibst sitzen, Williams. Du siehst, auf was für heiklem Grund wir stehen, und die kleinste Bewegung kann Verdacht erwecken."

In diesem Augenblick hörte man den schlürfenden Tritt des Hausbesorgers und das Klirren des Eimers, den er neben die Tür stellte.

Linegar brach aus: „Verdammter Kerl!" Und dann, als ob ein Gedanke ihm käme: „Ich denke, er ist es nicht?"

Winters Einkehr in den deutschen Bergen

In Oberhof gibt es eine prächtige Rodelbahn mit einem elektrischen Schlittenaufzug.

„Seid ruhig", erwiderte Vulturio. „Davon habe ich mich überzeugt. Er ist, was er scheint — ein Hausbesorger."

Brodie, der schon ein- oder zweimal den Mund geöffnet hatte, als ob er etwas auf dem Herzen habe, fing jetzt an zu stottern:

„Ich würde gern einen Vorschlag machen, wenn ich es tun kann, ohne Verdacht gegen mich zu erregen."

„Heraus damit! Wir werden ihn ganz sachlich prüfen", beruhigte ihn Volturio.

„Es ist ..." Der Sprecher zögerte und warf einen flüchtigen Blick auf den Revolver, den Volturio mit seiner Hand halb bedeckte. „Aber ich will nicht mißverstanden werden." Er zögerte.

„Sag deinen Vorschlag!" wiederholte Volturio.

„Nun, der lautet so", platzte Brodie heraus. „Da ja wenig Aussicht besteht, den Spion unter uns ausfindig zu machen, meine ich, wir sollten ihm eine Chance geben, sich zu retten; wir wollen ihm eine Frist schenken — nur ein paar Minuten — sich selbst zu melden. Und wir wollen unser Wort verpfänden, daß wir ihn nicht töten, wenn er seine Schuld gesteht. Dann wissen wir doch wenigstens, woran wir sind, und wir können ihn auf irgendeine Art solange stumm machen, bis wir selbst uns gerettet haben."

„Bah! Er wird uns nicht glauben", spottete Linegar.

„Zur Hölle! Etwas müssen wir ja doch tun!" tobte Williams. „Es ist leicht zu sagen, daß wir hier in die Ewigkeit sitzen wollen. Irgendwie müssen wir ja doch zu Rande kommen!"

Volturio rollte seine finsteren Augen von einem zum anderen. „Ihr vergeßt, daß wir hier sind, um unsere Rache zu nehmen", antwortete er eigensinnig. „Ihr sprecht davon, euch in Sicherheit zu bringen? Wenn aber sein verfluchtes Werk schon zu weit gediehen ist? Ich, für meinen Teil, sehe keine Möglichkeit. Der Hund wird uns vielleicht schon ganz genau bezeichnet haben. Und wenn die Polizei sich bis jetzt noch nicht unser bemächtigt hat, ist es vielleicht geschehen, weil sie uns bei der Ausführung des Plans erwischen wollte, den wir gerade aufgeben mußten. Und trotzdem wollen wir deinem Vorschlag folgen, Brodie. Ich gebe dem Mann unter uns, der dieses Teufelsstück ausgeführt hat, drei Minuten. Er soll bekennen! Und ich verspreche ihm, daß er dieses Gebäude lebend verlassen wird — wenn wir ihn vielleicht auch später bestrafen werden."

Und Volturio zog die Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

„Drei Minuten", wiederholte er, „und nicht eine Sekunde länger."

Die Frist der Rettung begann. In dem tiefen Schweigen hörte man das Ticken der Uhr.

„Eine Minute ist vorbei", sagte Volturio grimmig.

Keiner wagte sich zu rühren, aus Angst, seine Bewegung könnte als der Impuls zum Geständnis gedeutet werden.

„Zwei Minuten!"

Das Ticken schien schneller zu werden... immer schneller... die Zeit raste....

„Um Gottes willen, mag er doch gestehen, und es hat ein Ende!" schrie Williams.

„Niemand antwortete ihm. Die Stille wurde peinigend.

„Drei Minuten! Die Frist ist vorbei", sagte Volturio.

Er nahm die Uhr und hängte sie wieder an die goldene Kette.

Linegar verlor die Fassung. „Ich sage, das ist mehr, als meine Nerven aushalten! Der Bursche wird bestimmt nie herausgebracht werden, und wenn wir hier noch so lange sitzen bleiben. Er weiß ja auch, daß wir keine Beweise haben!"

„Nicht den geringsten", erwiderte Volturio, aber in seiner Stimme war ein dumpfes, drohendes Grollen.

„Wie aber, in Teufels Namen..."

Plötzlich fühlten alle einen heftigen Schlag, der zeigte, wie ungeheuer die Spannung war, die sich aller bemächtigt hatte. Die Ursache war ein schrilles Läuten des Telephons.

Volturio war als erster von seinem Stuhl aufgesprungen. Er ließ den Revolver auf dem Tisch liegen und ergriff den Hörer. Er meldete sich am Telephon und schien jemandem zu antworten: „...— ja.... ja." Dann drehte er den Kopf über die Schulter und warf den anderen einen Blick zu.

„Es ist Scarrs", sagte er halblaut, aber allen vernehmlich.

Und dann sahen ihn alle gespannt an. Er sprach wieder ins Telephon. Er rief mit erschreckter Stimme: „Was!?" Und dann hängte er den Hörer an und wendete sich zu den andern. Seine Stimme klang hell wie eine Trompete.

„Scarrs hat ihn entdeckt. Er hat mir seinen Namen gesagt!"

Dieser Triumpfschrei war kaum zu Ende, als Williams seinen Stuhl zurückgeschleudert und den Revolver ergriffen hatte. Er sprang zurück und schrie:

„Hände hoch! Es geht ums Leben! Der erste, der mir nahe kommt, ist ein toter Mann!"

Volturios Stimme antwortete kalt und streng: „Hört mich an!" rief er, bevor die anderen sich von ihrer Bestürzung erholt hatten. „Hört mich an!" Es war nicht Scarrs, der telephoniert hat. Es war meine Haushälterin. Ich hatte mit ihr genau die Minute besprochen, in der sie mich anrufen sollte. Es war ein Trick, und er ist gelungen. Dort steht der verdammte Verräter — er hat gestanden!"

Williams brüllte wie wahnsinnig: „Was liegt mir daran! Was liegt mir daran! Fort mich euch oder ich schieße!"

Volturio schlug ein furchtbares Gelächter auf. „Schieß nur!" spottete er, „der Revolver ist nicht geladen!"

Die drei Männer stürzten sich auf Williams. Stampfende Füße, ein wildes Keuchen, das Fenster flog auf, ein halb ersticktes Flehen um Gnade, dann ein entsetzlicher Schrei und das dumpfe Aufschlagen eines Körpers tief unten im Abgrund. —

(Auvs „Das große Abenteuerbuch" mit Beiträgen von Gorki, Frank Heller, Hans Leip, Jack London, Balder Olden usw., im Ullstein-Verlag.)

Seeräuberschicksal

Von August Hinrichs.

In seinem neuen Roman „Das Volk am Meer" (geb. in Leinen 6 Mk.) läßt August Hinrichs das schrankenlose Treiben mittelalterlicher Fischervölker lebendig werden. Wie er es versteht, uns in die versunkene Welt hineinzuversetzen, zeigt nachstehende Szene, die wir mit Genehmigung des Verlages Quelle und Meyer in Leipzig wiedergeben.

Der alte Fischer Alf steht den ganzen Abend still hinter den andern Gästen in Fockes Haus, Bole weiß, daß er nach seinem Sohn fragen will, aber er wagt es wohl nicht, weil er sich vor der Antwort fürchtet. Mit den letzten Gästen geht er fort, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Am nächsten Abend ist er wieder da. Niemand achtet auf ihn — es sind so viele Menschen hier, sie sitzen auf Bänken, auf Truhen, sogar auf der Anrichte; sie lachen, trinken und lärmen, und er lehnt hinter ihnen an der Wand, schweigend, die Augen unbewegt auf Focke gerichtet. Aber es ist so dunkel da, wo er steht, daß Focke ihn wohl nicht sieht.

Als er endlich fortgeht, tritt Bole draußen zu ihm: „Willst du meinen Vater nicht fragen? Kann ich dir helfen?"

„Nein," sagte der Alte, „morgen will ich es tun."

Diesmal kommt er später als sonst. Er zwängt sich langsam zwischen den Leuten hindurch, bis er an die offene Feuerstelle gelangt, daß alle ihn sehen müssen.

Da sitzt Focke hinter dem Tisch, beide Arme breit auf die Platte gelegt, mit den Händen den Bierkrug umklammernd. Er hat viel getrunken, sein Gesicht ist rot, und seine Augen glänzen. Der Alte bleibt gerade vor ihm stehen, Focke hebt den Krug und will ihm zutrinken, aber in halber Höhe läßt er den Arm wieder sinken und sagt: „Es ist lange her, daß wir uns gesehen haben, Alf."

„Ja," sagte der Alte, „es ist lange her. Du erinnerst dich wohl kaum noch daran?"

„Doch, das tu ich. Setz dich her und trink einen Krug Bier mit."

„Nein," sagt der Alte, „ich wollte dich nur etwas fragen."

Er spricht so laut, daß alle ihn hören müssen, es wird plötzlich ganz still, und die entfernter Sitzenden stehen auf und drängen näher heran.

„Weiß du noch, was du mir damals versprachst, als du fortgingst?"

„Ja," sagte Focke und sieht ihm gerade ins Gesicht. „Das hab' ich gut behalten."

„Ihr wart mit zwanzig Mann," fährt der Alte fort, „du warst der Aelteste, und Jülf, mein Sohn, war der Jüngste, achtzehn Jahre. Ich wollte ihn nicht fortlassen und kam zu dir, da sagtest du: „Laß ihn ruhig mitgehen, Alf, ich will ihn hüten, wie mein Augapfel"; ist es nicht so?"

„Ja, genau, das hab' ich gesagt."

„Dann hörten wir, vierzehn von euch wären bei irgendeiner Sache den Hamburgern in die Hände gefallen, und sie hätten euch alle einen Kopf kürzer gemacht — aber damals warst du wohl nicht mehr mit Jülf zusammen?"

„Doch, sagte Flocke, „ich war bis zum letzten Tage mit ihm zusammen."

Der Alte atmet schwer, es zuckt in seinem Gesicht, und seine Knie zittern. „Kannst du mir dann sagen, wie es zuging, daß du ganz allein davonkamst?" fragte er endlich.

Bole, der seinen Vater scharf beobachtete, sieht, wie sein Gesicht grau wird, und wie er hinter zusammengepreßten Lippen mit den Zähnen mahlt.

„Vielleicht erinnerst du dich noch," sagte der Alte und sieht ihn unbewegt an, „oder ist es so, daß du es lieber verschweigst?"

Da stößt Focke heftig seinen Krug auf den Tisch und springt auf: „Nein, du kannst es gern hören, wenn es dir Spaß macht!"

Jetzt ist sein Gesicht dunkelrot, und seine Augen glühen den alten Mann unheimlich an. Sie stehen voreinander, beide gleich groß, nur die Tischplatte zwischen sich. Es ist atemlos still geworden. Niemand von den andern wagt sich zu rühren.

Fockes Stimme ist heiser und rauh, als er beginnt:

„Du weißt recht gut, Alf, daß wir damals keine Heringe fischen wollten. Erst hielten wir auf die Dänen ab und hatten Glück; so viel Prise, daß wir für ein paar Jahre genug gehabt hätten. Da wollten viele schon heim. Aber dem Alten war's nicht um die Prisen zu tun — er hatte einen grimmigen Haß auf alles, was Krämer hieß. Wir jagten in den vier Meeren herum, ein paar Jahre, und nahmen, was wir bekommen konnten. Dann riet ihm der Teufel, sich vor die Elbe zu legen. Ein paar Hamburger kaperten wir rasch hintereinander. Dann mußten wir lange warten, sie hatten wohl Wind gekriegt, eh' wir den nächsten faßten. Ein großer Kasten, aber wir machten uns heran. Kaum, daß die Enterhaken sitzen, da springen wir auch schon hinüber. Jülf und ich laufen nach achtern — es war verdammt stramme Zucht bei uns, jeder hatt' seinen besonderen Auftrag, aber ich hatt' es durchgesetzt, daß er mein Handgänger blieb. Da seh' ich, wie's aus den Luken und hinter allen Kisten und Tonnen an Deck plötzlich wimmelt; es war eine Falle, sie hatten wohl hundert Knechte an Bord. Zurück, schrei ich und riß Jülf zu mir her, da sind wir schon mitten im Hauen und Stechen. Die meisten laufen an uns vorbei, unser eigenes Schiff zu entern, aber der Alte war ihnen doch wohl schon zu schlau und kam los. Wir rissen uns an die Reeling, ich schmeiß Jülf noch hinüber, aber eh' ich nachsehen kann, krieg' ich eins auf den Dätz und schlag' hin."

Er trinkt, wischt sich den Mund und fährt heiser fort: „Wie ich aufwach', ist's balkenduster um mich, ein Stechen frißt mich in allen Gelenken, und rund um mich her hör' ich Keuchen und Stöhnen. Sie hatten eine höllische Art zu schnüren, Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, daß die Haut von den Knöcheln riß. Wir sahen erst wieder Licht, als man uns in Hamburg an Land stieß — fünfzehn Mann, auch Jülf, den sie aufgefischt hatten. Gehen konnte keiner, sie mußten uns auf einen Karren werfen und fahren. Die Straße war schwarz von Menschen, alle Häuser beflaggt, und ein Gejohle — aber wir sahen doch wieder Licht, eine kurze Stunde lang. Dann kamen wir in ein Loch, tief unter der Erde, feucht und dunkel — ich weiß nicht, wochen- oder monatelang. Einige bekamen den Brand in die Wunden und schrien, auch wohl vor Hunger, und die Ratten nagten an unsern Füßen, die in eisernen Ringen saßen — als hätten wir durch die Wand laufen können.

Einmal holte man uns heraus, in einen Saal. Da saßen sie über uns zu Gericht. Ich schwur, wir hätten offenen Krieg geführt, hatt' ja den Kaperbrief selbst gesehen; sie lachten höhnisch und sprachen uns den Hals ab als Räuber und Mörder. War noch Gnade, daß sie unsere Knochen nicht einzeln zerstoßen wollten mit ihrem Rad.

Als wir hinuntergeführt wurden — es ging langsam, wir krochen ja fast —, rempelt ein Knecht aus Ungeschick den Schließmeister an. Der Kerl tritt gleich in den Bauch, daß er die glitschige Treppe hinunterstürzt. Unten raun' ich ihm zu: „Du hilf mir davon, so tust du dem einen Tort und verdienst dreißig Gulden" — die trug ich eingenäht unterm Wams. Er flucht: „Verdammter Hund, dir brech' ich die Knochen", und stößt mich in ein Loch, so eng, daß nur einer drin liegen kann. Als er mich schließt, flucht er noch lauter, aber mitten darin raunt er mir zu: „Wo sind deine Gulden?" Ich führe seine Hand, daß er sie fühlen kann; dann tappt er hinaus.

Am andern Morgen, als er mir einen Krug Wasser hereinsetzt, drückt er mir was in die Hand: „Feile," sagt er, „die Schlüssel bekomm' ich nicht". Am Abend hab' ich einen Fuß frei. Da kommt er wieder und bringt eine Schere: „Schneid dir den Bart; nachher kommt ein Pfaff, mit dem mußt du tauschen." Als er sieht, daß ich noch mit einem Fuß festsitz, wird er wütend: „Reiß ihn heraus," schimpft er, „morgen früh faulen sie beide." Da beiß' ich die Zähne zusammen und reiß', er hilft und dreht ihn herunter — viel Fleisch war nicht mehr dran, aber die ganze Haut ging in Fetzen. Dann gibt er mir noch ein Tuch: „Stopf' ihm das ins Maul und komm dreist heraus", nimmt meine Gulden — nur zwei behielt ich — und geht.

Eine Stunde lang, nachdem ich mir Bart und Haare geschoren, reib' ich die Beine und geh' von einer Mauer zur andern, um den geschundenen Fuß zu gewöhnen — er brennt, als hätt' einer Salz in die Wunde gestreut; dann kam der Mönch, da lag ich am Boden. Als er sich zu mir beugt, fahr' ich ihm an die Gurgel und drück', daß er gleich die Augen verdreht. Dann stopf' ich ihm das Knäuel in den Hals, hüll' mich in seine Kutte und mach' mich davon. Auf Händen und Füßen kriech' ich die Treppe hinauf. Oben steht der Knecht. „Es ist kalt, Pater Lorenz," sagt er. „Ihr solltet Euch besser schonen," und zieht mir die Kapuze ganz über den Kopf. Dann öffnet er eine Tür, da steh' ich draußen.

Gut, daß es dunkel war, sonst hätt' man den Betrug wohl gemerkt. Der Mönchskutte traute ich nicht, bei einem Juden besorgt' ich mir Kleider — er fragte nicht viel, als er Geld sah, er dacht' wohl, ich wollt' aus dem Kloster laufen, und half mir in allem, bis ich als Bauer davonging. Und dann, am Morgen, als die andern hinausgeführt wurden —"

Focke bricht ab und sieht den Alten lauernd an: „Willst du das auch noch hören?" Große Schweißtropfen stehen auf seiner Stirn, man sieht, wie es ihn quält, dies alles sagen zu müssen.

Aber den Alten rührt es nicht. „Ja," sagt er, „gerade das wollte ich hören." Er steht immer noch aufrecht, sein Gesicht mit den tiefen Furchen um den Mundwinkel ist unbewegt und grau wie Lehm.

„Ich stand ganz nah," sagt Focke, und seine Stimme klingt noch rauher als zuvor. „Ich hab' nie gedacht, daß diese Sache ein Spaß sein könnte, aber sie balgten sich um die Plätze. Als ich sie sah, die vierzehn, klapprig und welk wie Greise, Kerle wie Didde Rüter darunter, jetzt alle grauhaarig und dürr — wußt ja nicht, daß ich selber so aussah —, da würgt's mir im Hals, und ich tat einen Schwur — verdammt, ich hab' ihn gehalten.

Einer vom Rat macht noch Fazen, konnt's nicht verstehen. Dann nimmt sie der Frone — eine gelbe, vernarbte Fratze, mit schwarzen Haarbüscheln in Nase und Ohren, ein rechtes Schindergesicht. Er grinst wie ein Tier, aber er hat sie nicht viel gequält, das muß man ihm lassen. Jämmerlich knieten sie hin, die Arme gebunden, und er, na — er verstand schon sein Handwerk. Als er sich über den ersten reckt, schrei' ich in Wut und Angst und will vor — da ist's schon vorbei. Ich steh' festgekeilt, und mein Schreien hat niemand gehört, so johlten sie über den guten Streich. Vierzehnmal saust es mir selbst ins Genick, daß ich schaudere, vierzehnmal schrei ich auf, bei jedem — bei jedem — Jülf war der letzte.

Jetzt weißt du's — verdammt, was fragst du mich auch."

Er reißt das Wams auf, greift den Krug und trinkt ihn in einem Zuge leer.

„Ja, dann" — sagt der Alte und sieht mit leeren Augen vor sich hin — „dann — brauchen wir — ja nicht mehr — auf ihn zu warten."

„Nein, das brauchst du nicht," antwortet Focke. Er stößt es so heraus, es klingt grob und roh — er haßt in diesem Augenblick den Alten, der ihn zwang, dies alles hier zu erzählen. Niemand kann ihm etwas vorwerfen, er konnte Jülf mit dem besten Willen nicht retten. Aber es ist nun so, daß er selbst, Focke, noch lebt, und daß der andere tot ist. Alle denken darüber nach und schweigen, und als Focke in die Runde sieht, wenden sie ihre Augen ab.

Lustige Ecke

Geschäftsfreunde. Arzt (einem Notar auf der Straße begegnend): „Wohin gehen Sie, lieber Freund? Wollen Sie für jemand seinen letzten Willen aufsetzen?" — „Tät' es ganz gern. Haben Sie vielleicht wieder einen so weit?" —

*

Paradox. „Mizzi, mit dir kann ich nicht verkehren. Dir sitzt die Oberflächlichkeit zu tief im Blute."

*

Schwanengesang.

„Vater, ist das wahr, daß der Schwan vor seinem Tode singt?"

„Na natürlich, soll er vielleicht nach seinem Tode singen?"

*

Stadtherr (zum Farmer): Habt Ihr viel Regen gehabt?

„Mein Nachbar hat mehr gehabt."

„Wie ist das möglich?"

„Er hat mehr Land."

*

„Nun, Schwester", fragt der Chefarzt, „wie ist denn heute die Herztätigkeit unseres Patienten?" — „Vorzüglich, Herr Geheimrat. Er hat mir bereits zwei Heiratsanträge gemacht."

beschlossen die harmonisch verlaufene Feier. Eine besondere wohlverdiente Ueberraschung wurde zum Schluß der nimmermüden Leiterin, Frl. Berta Kuzella zuteil, indem Dora Mazurek und Edith Tiller ihr im Namen der Kinder einen prächtigen Blumenkorb und ein vom Genossen Bronner ölgemaltes Bild für die viele Mühe überreichten. Darauf erfolgte die Einbescherung von 80 armen Personen mit diversen Lebensmitteln, womit die schön verlaufene Feier ihren Abschluß fand. Herzlichst gedankt sei allen denjenigen, die zu dem schönen Gelingen des Festes beigetragen hatten. Freundschaft! M.

Das Standesamt an den Feiertagen. Am 25. Dezember (1. Feiertag) bleibt das Standesamt Königshütte geschlossen, während am 2. Feiertag die Büros für die Anmeldung von Sterbefällen in der Zeit von 9—10 Uhr vorm. geöffnet bleiben. Am 1. und 6. Januar amtiert das Standesamt wie an den Feiertagen, und zwar von 9—10 Uhr vorm.

Ein Fiasko der Weihnachtsmärkte. Die Weihnachtsmärkte, die an der Markthalle abgehalten werden, können sich keines besonderen Besuches erfreuen, trotzdem die Beschickung der Märkte mit verschiedenen Waren keine geringe ist. Darum dürften die Händler, die noch dazu der Unbill der kalten Witterung ausgesetzt sind, wohl kaum auf ihre Kosten kommen. Eine Ausnahme machen die reichlich aufgefahrenen Christbäume, die infolge ihres normal gehaltenen Preises einen guten Absatz finden. Eine Edeltanne wird schon für einen Betrag von 1—3 Zloty feilgeboten.

Freudenschießen verboten. Nach einer Bekanntmachung der Polizeidirektion Königshütte ist nach den verschiedenen Verordnungen über die öffentliche Sicherheit jegliches Freudenschießen am Vigiltag, dem 24., und am Silvesterabend, dem 31. Dezember, verboten. Zwecks Vermeidung von Ausschreitungen hat die Polizeidirektion den diesjährigen Silvesterrummel auf die Zeit bis 1.15 Uhr beschränkt. Die Eltern und Erziehungsberechtigten werden ersucht, die Kinder an diesem Tage der Straße fernzuhalten.

Einlegung von Feierschichten. Eine große Anzahl von Betrieben der Schwerindustrie haben infolge Auftragsmangel Feierschichten bis nach Neujahr eingelegt. Wiederbeginn der Arbeit am 2. Januar n. J., früh 6 Uhr.

Weihnachtsgratifikationen. Den Angestellten der Königshütte und Werkstättenverwaltung wurden Weihnachtsgratifikationen in Höhe von 70 Prozent für Verheiratete und 60 Proz. für Ledige gewährt. DieGesamtsumme macht mehrere hunderttausend Zloty aus. Und wo bleiben die Arbeiter?

Ein frecher Diebstahl. Unbekannte Täter entwendeten dem Gastwirt Kowoll, am Plac Mickiewicza, einen Elektrola-Tischapparat und verschwanden damit unerkannt.

Vorsicht vor Taschendieben. Auf dem letzten Wochenmarkt wurde einer Frau Agnes Krawutsch aus Bismarckhütte in der Markthalle eine Geldtasche mit 700 Zloty abgeschnitten. Die sofort aufgenommenen Nachforschungen führten zur Festnahme von zwei Burschen aus Siemianowitz. Ob es die Richtigen sind, muß erst die Untersuchung ergeben.

Siemianowitz

Zweierlei Weihnachtsgeschenke.

So wie die meisten anderen Verwaltungen, zahlt auch die „Vereinigte“ an ihre Beamten und Angestellten Weihnachtsgratifikationen. Die ledigen Angestellten der Laurahütte erhalten bei einem Gehalt bis 1000 Zloty 60 Prozent, über 1000 Zloty 50 Prozent, und die verheirateten Angestellten bei einem Gehalt mit 1000 Zloty 70 Prozent und bei über 1000 Zloty 60 Prozent Weihnachtszuwendungen. Verdient also ein Angestellter durchschnittlich 650 Zloty, so erhält er, damit er sich recht fröhliche Feiertage veranstalten kann, 390 bezw. 455 Zloty. Und was erhalten die Arbeiter? Damit sie noch angenehmere Weihnachten haben sollen, so müssen sie vom 22. Dezember bis zum 2. Januar 1930 feiern. — Auch ein Weihnachtsgeschenk. Wer gibt ihnen das verlorene Geld für die ausfallenden Arbeitstage?

Myslowitz

Beratungsstelle für Mütter und Kinder.

Im Jahre 1928 wurde die Beratungsstelle für Mütter und Kinder von der Beuthenerstraße nach dem Schloßgarten verlegt, wozu ein Häuschen, welches zuvor äußerlich und innerlich renoviert wurde, hergegeben wurde. Die Renovierungskosten betrugen 5000 Zloty. Zur Vervollständigung der Einrichtung wurde auch eine Quarzlampe angeschafft. Aus dem letzten Geschäftsbericht sprechen folgende Ziffern für die anzuerkennende Arbeit im Geschäftsjahre: Mit dem Beginn des Geschäftsjahres wurden 179 Kinder übernommen, deren Zahl um weitere 225 erhöht wurde. Im Laufe des Jahres wurden infolge Todesfalles und Abgang 123 Kinder gestrichen. Durch den Arzt untersucht wurden 1456 Kinder und durch Pflegerinnen in 571 Fällen Hilfe geleistet worden, wie auch in 7 Fällen werdenden Müttern. Im Laufe des Jahres wurden 16 Säuglinge ausgestattet, von denen 4 unentgeltlich. Aus der Milchküche bezogen 655 Kinder und 143 Mütter Milch. Gesamt wurden 12 574 Liter für 8932.68 Zloty verteilt. Von dem wurden auf Privatrechnung 2349 93 Zloty, auf Rechnung des Wohlfahrtsamtes für 862.73 Zloty, auf Rechnung des Arbeitsvermittlungsamtes 2507.04 Zloty und auf andere Rechnungen für 10.92 Zloty verausgabt. Außer Milch wurden auch 493 425 Kilo Zucker, 184,200 Kilo Haferflocken und 53.900 Kilo Mehl gebraucht. Die Gesamtausgaben der Milchküche betrugen 14 994.06 Zl.

Weihnachtsüberraschung

Scherenschnitt von Tecklenborg.

Verwahrloste Jugend

Streiflichter vom Kattowitzer Jugendgericht

Recht traurige und düstere Bilder, welche ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Verwahrlosung und das Elend unter der heutigen Jugend werfen, ergeben oft die Verhandlungen vor dem Jugendgericht, welche gegen meist noch schulpflichtige Kinder, bezw. halbwüchsige Burschen und Mädels ausgetragen werden.

Verhandelt wurde u. a. gegen den 15jährigen Josef S. aus Bittkow. Diebstahl, eines der bei Jugendlichen meist vorkommenden Delikte, wurde auch diesem Burschen zur Last gelegt. In einem Kattowitzer Milchgeschäft trank er aus Milchkannen in gierigen Zügen Milch. Ferner entwendete er ein ganzes Rad Käse im Werte von mehr als 100 Zloty. Bei seiner Vernehmung gab er an, daß er durch Heißhunger zu diesen Diebstählen getrieben worden ist. An dem großen Käse will er drei Stunden in einer verborgenen Ecke ununterbrochen gegessen haben. Das Gericht erkannte mildernde Umstände an und erteilte dem bisher Unbestraften lediglich einen Verweis.

Ein gefährlicher Bursche ist im Gegensatz zu dem vorhergehenden Angeklagten, der erst 14jährige Alois Sch. aus Zawodzie, welcher inzwischen nach der Fürsorgeanstalt gebracht worden ist. Dieser jugendliche Täter hatte mit den Gerichten trotz seiner Jugend bereits „zu tun“ und neuerdings wieder verschiedene strafbare Handlungen, die er auf dem „Kerbholz“ hat, auszubaden. Sch. entwendete aus einer Wohnung in Zawodzie einen Geldbetrag von 100 Zloty. Er schreckte aber auch vor einem regelrechten Straßenraub nicht zurück. Der Angeklagte beobachtete eines Tages ein 11jähriges Mädchen, welches in einem Laden Einkäufe tätigte und etwa 45 Zloty zurückgezahlt erhielt, durch die Schaufensterscheibe. Er folgte dann dem Kinder, welches den Laden verlassen hatte, nach, und erzählte diesem, daß er den Auftrag erhalten habe, es nochmals nach dem Geschäft zurückzurufen. In einem unvorhergesehenen Moment riß er dem ahnungslosen Mädchen das Geld aus der Hand und raste damit nach einer Seitengasse. Passanten, welche durch das Geschrei des Kindes aufmerksam wurden, gelang es, den jugendlichen Straßenräuber einzuholen.

Zu der diesmaligen Verhandlung wurde der kleine Verbrecher aus der Fürsorgeanstalt vorgeführt. Er machte vor Gericht gar keinen reumütigen Eindruck, sondern erregte durch sein freches Auftreten allgemeines Mißfallen. Auf die Frage des vorsitzenden Richters. gab der verstockte Bursche an, daß er damals eine größere Geldsumme sehr dringend benötigte, weil er eben einen Fußball brauchte. Dann aber hatte er auch das Bedürfnis, öfter ins Kino zu gehen. Das Gericht, welches sah, daß es in diesem Falle mit einem unverbesserlichen Burschen zu tun hatte, der die strafbaren Handlungen im Rückfalle beging, verurteilte diesen zu 1 Monat Gefängnis. Der Bursche hat überdies in der Erziehungsanstalt zu verbleiben und wird wieder eingeliefert, wenn er die Gefängnisstrafe abgebüßt hat. Das Urteil nahm der jugendliche Täter mit Gleichgültigkeit entgegen. y.

Spiel und Sport

Hochbetrieb im Fußball an den Weihnachtsfeiertagen.

Amatorski Königshütte — Sportfreunde Breslau.

Eine lange Zeit ist es her, daß die Breslauer Sportfreunde nicht mehr in Polnisch-Oberschlesien weilten. Gleichfalls ist die Glanzzeit des Breslauer Fußballs vorbei, wo derselbe tonangebend in Südostdeutschland war, denn die Vereine aus Deutschoberschlesien haben sich in ihrem Spielniveau so weit gehoben und Breslaus Fußball überflügelt. Doch zählen die Breslauer noch immer zur Extraklasse und werden ihren Gastgebern eine schwere Nuß zum knacken geben. Die Königshütter Amateure kann man augenblicklich als die beste polnischoberschlesische Mannschaft ansehen und hoffen, daß dieselben die einheimischen Farben ehrenvoll vertreten werden. Dieses Spiel findet am ersten Feiertag, nachmittags 1.30 Uhr, in Königshütte statt.

Naprzod Lipine — Sportfreunde Breslau.

Für den zweiten Feiertag hat der oberschlesische A-Klassenmeister, Naprzod Lipine, die Breslauer Sportfreunde nach Lipine verpflichtet. Die Naprzodmannschaft ist durch die schweren Aufstiegsspiele in ihrer Form stark zurückgegangen, doch besitzt sie immer noch das Zeug in sich, aus den Gästen alles herauszuholen, und wenn es im Sturm wieder klappt, auch einen Sieg zu erzielen. Im großen Ganzen verspricht dieses Treffen interessant zu werden und beginnt nachmittags um 1.30 Uhr.

06 Myslowitz — Spielvereinigung Gleiwitz.

Die 06er haben für den ersten Feiertag, nachmittags 1.30 Uhr, die bekannte Spielvereinigung Gleiwitz nach Myslowitz verpflichtet. Der Ausgang dieses Treffens ist nicht vorauszusagen, doch besitzen die Myslowitzer, welche sich augenblicklich in einer guten Form befinden, das Zeug in sich, um einen Sieg zu erzielen.

06 Myslowitz — Slovian Bogutschütz.

Am zweiten Feiertag gastiert Slovian-Zawodzie in Myslowitz und 06 wird vor eine schwierige Aufgabe gestellt, wie am Tage vorher, denn Slovian befindet sich augenblicklich in hervorragender Form und ist für jeden Gegner eine schwer zu lösende Aufgabe. Spielbeginn nachmittags 1.30 Uhr. Als Vorspiel ist ein Spiel zwischen der 06-Res. und Samson-Modrzejow angesetzt.

1. F. C. Kattowitz — Slonsk Schwientochlowitz.

Der 1. F. C. hat am zweiten Feiertage die guten Slonsker zu Gast und wird wohl, wenn er dasselbe Spiel vorführt, wie am vergangenen Sonntag gegen Kolejowy nicht viel zu bestellen haben. Wir denken, daß sich nun der Klub besinnt und seinem traditionellen Namen alle Ehre durch ein gutes Spiel einlegt. Die Krise, die da sein soll, muß doch endlich mal vorbei sein. Spielbeginn am zweiten Feiertag, nachmittags 1.30 Uhr, auf dem 1. F. C.-Platz.

1. F. C. Res. Kattowitz — B. B. C. und Post Beuthen.

Die Reserve des 1. F. C. bestreitet am zweiten Feiertag ein Spiel in Beuthen gegen eine kombinierte Mannschaft der Reichsbahn und Post Beuthen.

Diana 1. Jugend — Miechowitz 1. Jugend.

Ruch Bismarckhütte — 09 Beuthen.

Der oberschlesische Ligavertreter „Ruch“ ist für ein Spiel von 09 Beuthen nach Beuthen am ersten Feiertag verpflichtet worden. Ruch wird sich alle Mühe geben müssen, um gut abzuschneiden, denn unserer Ansicht nach sind die 09er besser als Preußen-Zaborze, gegen welche sie am vergangenen Sonntag unterlagen. Hoffentlich schickt Ruch nach Beuthen nicht wieder eine durch Ersatz geschwächte Mannschaft, die sich dann bei einer Niederlage wieder damit entschuldigt, denn als einziger polnisch-oberschlesischer Vertreter der polnischen Fußballextraklasse hat er auch die Pflicht, die einheimischen Farben würdig zu vertreten.

Amatorski Königshütte — Ruch Bismarckhütte.

Am zweiten Feiertag begegnen sich in Königshütte zwei große Rivalen in einem Freundschaftsspiel. Dieses Treffen wird ein großes Interesse bei den oberschlesischen Fußballinteressenten hervorrufen. Geht es doch bei diesem Spiel um das Prestige der Landesliga und der A-Klasse. Wir geben dem A-Klassenvertreter die größeren Chancen. Trotzdem beide Mannschaften durch die schweren Spiele vom Vortage geschwächt sein werden, so verspricht doch dieses Treffen, sehr interessant und lebhaft zu werden und eine große Zuschauermenge am 2. Feiertag, nachmittags 1.30 Uhr, nach Königshütte locken. Vorher Jugendspiele.

Gefahren der Straße. Auf der ulica Pszynska in Myslowitz wurde von einem Personenauto der Luzern Bierholz aus Sosnowice angefahren und erheblich verletzt. Nach den inzwischen eingeleiteten polizeilichen Ermittelungen soll der Verletzte selbst die Schuld an dem Unfall tragen, welcher es an der notwendigen Vorsicht fehlen ließ. x.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Kreis Schwientochlowitz in Zahlen. Der Kreis Schwientochlowitz, welchem 16 Gemeinden angehören, zählte am 1. Dezember 216 299 Einwohner, von denen 110 760 männlichen und 105 539 weiblichen Geschlechts. Dieser Kreis, welcher unter den oberschlesischen Kreisen der kleinste ist, ist unter ihnen der dichtbevölkertste, und zwar entfallen auf 1 Quadratkilometer 2654 Personen. — Im Monat November sind 1087 Personen verzogen und 1281 zugezogen. Aus dem Polizeibericht ist ersichtlich, daß im vergangenen Monat 2028 Personen wegen verschiedener Vergehen protokolliert und 56 arretiert wurden. Unter den Arretierten befanden sich 48 Männer und 8 Frauen. Die Standesamtsstatistik verzeichnete 353 Eheschließungen, 465 Geburten und 211 Todesfälle. Die Einwohnerzahl vergrößerte sich im Vergleich zum Monat Oktober um 448 Einwohner. Das Bauamt erteilte die Erlaubnis für 4 Neubauten, 2 Umbauten und in 3 Fällen für Niederreißen von alten Buden. 4 Neubauten wurden ihrem Zweck übergeben. Die Kommunalkasse hatte im Vergleich zum Monat Oktober ein Plus von 298 663 Zloty aufzuweisen. Die Kassenbuchung betrug am 1. d. Mts. auf 2465 Konten 5 251 103 Zloty.

Hohenlinde. (Zum 60jährigen Geburtstag.) Am Mittwoch, 25. d. Mts., feiert unser Vertrauensmann, Genosse Johann Massek, seinen 60. Geburtstag. Massek, der der Arbeiterbewegung ununterbrochen schon seit 28 Jahren dient, ist Mitglied des Bergbauindustrieverbandes u. zugleich eifriger Werber für den „Volkswille“. Während eines halben Menschenalters hat er für die Arbeiterbewegung bis heute sein Letztes hingegeben. Wir wünschen ihm im Namen des Bergbauindustrieverbandes das Beste und haffen, daß er noch lange in unseren Reihen wirken wird.

Brzeziny. (Glimpflich verlaufender Autobusunfall.) Am vergangenen Sonntag ereignete sich auf der Chaussee nach Brzeziny ein eigenartiger Verkehrsunfall. Dort kippte infolge Bruch des linken Rades ein Autobus um, in welchem sich 20 Personen befanden. Ein Teil der Passanten wurde hierbei verletzt. Die Verletzungen sollen zum Glück nur leichterer Natur sein.

Brzeziny. (Kampf zwischen Ruhestörern und Polizei). Eine „Straßenschlacht“ fand in Brzeziny zwischen Ruhestörern und Polizei statt. Ein gewisser Albert P. machte auf der Straße Lärmszenen und wollte sich trotz mehrfacher Aufforderung durch einen Polizeibeamten nicht beruhigen. Beim Abtransport des Radaubruders nach der Polizeiwache leisteten zwei weitere Personen dem Beamten Widerstand, um ihren arretierten Freund zu befreien. Einer der Angreifer und zwar ein gewisser Maximilian B. hob von der Straße einige Steine auf, welche er nach dem Polizisten schleudern wollte. Der Schutzmann machte in der Notwehr von seiner Waffe Gebrauch und verletzte B. an der Schulter. Der Verletzte ergriff daraufhin die Flucht, blieb jedoch in einiger Entfernung stehen, von wo er den Polizeibeamten mit Steinen bewarf. Die polizeilichen Ermittelungen nach dem Täter sind im Gange. X.

Kochlowitz. (Verscheuchte Spitzbuben.) Auf der Eisenbahnstrecke zwischen Kochlowitz und Ligota versuchten unbekannte Täter insgesamt 300 Meter Leitungsdraht zu stehlen. Die Spitzbuben mußten jedoch an ihrem Vorhaben gehindert worden sein, da sie das Diebesgut an Ort und Stelle zurückließen.

Tarnowitz und Umgebung

Eltern, achtet mehr auf eure Kinder! In der Wohnung der Familie Slawik in Schwarzwald, näherte sich, während der kurzen Abwesenheit der Mutter, eines der zurückgebliebenen Kinder der Ofentür. Plötzlich fielen glühende Kohlen auf den Fußboden, wobei derselbe in Brand geriet. Das betreffende Kind trug leichtere Brandverletzungen davon. Das Feuer konnte noch rechtzeitig gelöscht werden. X.

Das helle Paris

Noch mehr Licht!

Das Kaffee auf dem Bürgersteig. — Man sieht Glocken läuten.

Die angeblich letzten Worte Goethes: „Mehr Licht!“ waren der Stoßseufzer, mit dem vor einigen Tagen der Leitartikel eines der großen französischen Tageblätter begann. Zwar weiß der Verfasser jenes Aufsatzes die in der Beleuchtung und Illuminierung der französischen Hauptstadt im Laufe von hundert Jahren erreichten Fortschritte zu würdigen. Er nennt den Unterschied der Beleuchtungsstärke zwischen den ehemaligen Gaslaternen und den heutigen Bogenlampen, aber gemessen an dem Lichteffekt eines einzigen Sonnenstrahls seien wir Menschen doch noch Stümper, und stümperhaft sei immer noch das Licht der Lichtstadt. Mehr Licht, noch mehr Licht!

Der Wunsch erscheint uns etwas vermessen. Was soll das nächtlich dunkle London dazu sagen, das erst in den letzten Jahren begonnen hat, ein wenig aufzuflammen? Was soll der Berliner ausrufen, dem es in den Zentren seines Verkehrs und in seinen Hauptstraßen gewiß nicht an Bogenlampen und Lichtreklame fehlt? Berlin kann schon ein gewichtiges Wort mitreden. Doch an Paris gemessen, du lieber Himmel!

In diesen trüben, regnerischen Tagen, die ohnehin so kurz sind, und an denen sich kein Sonnenstrahl blicken läßt,

beginnt dieses Paris erst zu leben, wenn die Bogenlampen aufflammen und die Millionen elektrischen Glühbirnen.

Das ist ein Meer von Licht und eine Welt im Licht. Unmerkbar vollzieht sich dieser Uebergang in die Nacht, die sich in blutrotes Leben und Helle verwandelt. Das ist der große Unterschied zwischen einem dieser Abende und Nächte in der deutschen und in der französischen Metropole: das Licht von Berlin ist wirr und aufdringlich, und Nacht bleibt doch Nacht. In Paris ist der künstliche Tag angenehm und harmonisch. Vielleicht liegt es an der Tradition, vielleicht auch im Unterschied des Klimas, denn immmer noch stehen vor den großen Kaffeehäusern die Tische im Freien; abends ist kaum ein Platz zu erhaschen, und auf den Bürgersteigen schlendern die Menschen lustig auf und ab. Das Klima allein macht es jedoch nicht.

So bleibt eben nur die unendliche Harmonie und Grazie, in die diese Stadt eingehüllt ist, mit der sie sich erhebt, in der sie aufgerichtet ist, sich ständig erneut und fortpflanzt. Das läßt sich einfach nicht beschreiben. Das ist nur zu sehen und zu fühlen.

Diese Place de la Concorde, am Abend und in der Nacht, die Boulevards, die Seine und ihre Brücken, der Platz vor der Oper, die Rue de Niroli, und wohin man sieht und wohin man geht:

diese Stadt ist ein Märchen und ihr Licht sein Wunder. Keine rote und keine grüne Glühbirne ist falsch am Platze. Mag die bunte Reklame noch so wild kurbeln und jagen, immer bleibt sie wohl angepaßt, stört kein Auge und nicht die große Symphonie der Stadt und der verwandelten Nacht. Man muß diese Brücken und ihre Lampen sich im Wasser spiegeln sehen, um inmitten all des Lärms und des Brausens ein Idyll von vollendeter Schönheit zu finden. Diese Stadt und ihre bunte Nacht jagt keinen Menschen, hetzt ihn nicht; sie putzt ihn nur, hüllt ihn in eine farbige, aufgemunterte Lebendigkeit.

Wenn die Mehrzahl unserer modernen, lichtüberfluteten Hauptstädte „gemacht“ ist, aufgewirbelt von der Technik und dem Betrieb, Paris ist gewachsen und hat sich die Technik zu eigen gemacht, sie erzogen und veredelt. Das scheint uns das Geheimnis und Wunder sein. Unsere Baumeister und Reklameleute sollten es studieren, ehe sie eine einzige Glühbirne befestigen und leuchten lassen. Die Maschine ist nicht Herr geworden über Paris. Sie dient ihm nur.

Und wie dient sie dieser Stadt, ihrem Handel und Wandel!

Weihnachten ist im Anzuge.

Es ist ein großes Glitzern und Glänzen in den Schaufenstern und an den Fronten der Warenhäuser. Sie fluten im bunten Licht und scheinen darin verbrennen zu wollen. Bengalische Feuerwerke, aus elektrischen Glühbirnen gefügt, erneuern sich von Minute zu Minute. Die Sommernächte des Mittelmeers sind hervorgezaubert, und zu Tausenden stehen die Menschen und die Kinder vor der breiten Front des Kaufhauses „Louvre“. Eben noch ist es dunkel. Jetzt aber zeigen sich dort langsam die Umrisse eines Dorfes. Die roten Dachziegel leuchten auf, die bunten Wände der Häuser, die blauen und die grünen Fensterläden, Weiß mischt sich dazwischen, immer mehr Weiß und Licht und Helle. Es beginnt zu schneien. Der Kirchturm flammt auf, und buchstäblich sieht man seine Glocken läuten! Da öffnen sich alle Fenster im Dorf, es wird heller und heller und bunter.

Die Fensterläden werden aufgestoßen, und die Dorfbewohner lehnen heraus. Selbst die Dachluken sind von Neugierigen besetzt, die starrer Freude zum Himmel schauen. Denn von dort nähert sich langsam ein riesiger Schwan, fliegt tiefer und tiefer, schlägt fleißig die bunten Flügel und deckt sie über alle Häuser. In alle Schornsteine und Höfe fliegen bunte, große und kleine Pakete, immer mehr; der Schwan geht wieder hoch, kommt wieder zurück, bringt neue Geschenke, läßt sie niederregnen über klein und groß. Unendliche Freude liegt über dem Dorf und seinen Menschen.

Wir Zuschauer fühlen uns selbst inmitten dieses Dorfes, und beschenkt von diesem Vogel, der langsam, immer kleiner werdend, in den Lüften entschwindet und noch einmal heruntergrüßt.

Die Dorfbewohner schließen die Fenster, die Farben verlöschen, es wird wieder dunkel, nur noch die Glocken läuten, bis auch der Kirchturm verblaßt und das Dorf friedlich entschlummert. Nur am Himmel steht der Mond, glänzt der Stern von Bethlehem und wacht, und der Schnee fällt in weißen, weichen Flocken.

Jakob Altmaier.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 408,7.

Mittwoch. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Posen. 16: Konzert. 17,10: Uebertragung aus Krakau. 20: Abendunterhaltung. 24: Tanzmusik.

Donnerstag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 11,58: Berichte. 12,10: Uebertragung des Symphoniekonzertes. 15: Vorträge. 15,20: Konzert. 17: Kinderstunde. 17: Uebertragung aus Warschau. 17,20: Nachmittagskonzert. 19,25: Uebertragung aus Warschau. 20,15: Verschiedene Berichte. 23: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411.

Mittwoch. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus der Posener Kathedrale. 11,58: Berichte. 16: Tanzmusik aus Kattowitz. 17,10: Tanzmusik aus Krakau. 20: Sammelstunde von vier Sendestationen Polens.

Donnerstag. 10,15: Ueberltragung des Gottesdienstes aus der Posener Kathedrale. 12,10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 16,20: Kinderstunde. 17,20: Orchesterkonzert. 19,25: Vorträge. 20,05: Abendkonzert. 22: Vorträge. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253. **Breslau Welle 325.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Mittwoch, den 25. Dezember. 9,15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9,30: Weihnachts-Morgenkonzert. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Alte und neue Weihnachtsmusik. 14: Welt und Wanderung. 14,25: Aus Gleiwitz: Schwedische Balladen und Lieder. 15,05: Welt und Wanderung. 15,30: Kinderstunde. 16: Heimatkunde. 16,30: Aus Leipzig: Neue Rundfunkmusik. 17,30: Heimatkunde. 17,55: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 17,55: Konzert. 18,35: Wiederholung der Wettervorhersage. 18,35: Die Uebersicht. 19: Aus der Staatsoper Unter den Linden, Berlin: Aida. 22,30: Die Abendberichte. 22,45: Aus Leipzig: Konzert. 23,50: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle auf die Sender Breslau, Gleiwitz, Berlin, Stettin, Magdeburg, Leipzig und Dresden: Um Mitternacht beim 25-Stunden-Rennen. 0,15 bis 1,00: Aus Berlin: Tanzmusik.

Donnerstag, den 26. Dezember. 9,15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9,30: Aus Gleiwitz: Morgenkonzert. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Aus Berlin: Mittagskonzert. 14: Naturkunde. 14,30: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: 25-Stunden-Rennen. 15: Kinderstunde: Die Wunderpuppe. 15.40: Stunde mit Büchern. 16: Soziologie. 16,30: Unterhaltungskonzert. 18,30: Blick in die Zeit: Martin Darge. 18,55: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 18,55: Neue Chormusik. 19,55: Wiederholung der Wettervorhersage. 20: Uebertragung auf den Deutschlandsender Königswusterhausen: Weihnachtsmusik. Sinfonie. 22,10: Die Abendberichte. 22,25: Fünfundzwanzigstunden-Rennen. 22,45 bis 30: Aus Berlin: Tanzmusik.

Rätsel-Ecke

Zahlenrätsel

An Stelle der Zahlen, sind Buchstaben zu setzen. Die Buchstaben, welche in der ersten Reihe, sowohl wagerecht als auch senkrecht gleichlautend sind, bezeichnen:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 bekannter Ozeanflieger.
2 6 7 4 6 8 9 10 Pelztier.
3 8 4 3 10 3 1 2 Jahrbuch.
4 3 7 9 3 weiblicher Torname.
5 6 7 10 9 10 3 Berg in den Schweiz. Alpen.
6 9 1 2 6 88 Baumfrucht.
7 3 3 5 6 deutscher Schriftsteller.
8 9 6 5 6 7 4 3 10 10 deutscher Maler.
9 4 4 6 7 4 3 10 10 deutscher Dichter.
10 3 1 2 6 10 Wasserfahrzeug.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — be — bel — bend — ber — chen — da — de — de — e — e — e — e — elf — en — er — esb — eu — fen — fer — fie — ga — gnal — ha — ho — horn — ib — in — jerg — kan — la — lan — le — leh — let — lei — li — läu — ma — ment — mu — na — na — nas — nau — ne — nen — ner — nin — nung — o — o — pa — pe — ragd — re — re — ren — rer — ret — ries — ro — rou — sam — sard — se — sen — si — sie — sma — son — sti — te — te — te — tek — ter — tiv — tum — tut — vi — wie — woh — ze sind 35 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinn bedeuten.

1. Pflanze. 2. Unterrichtender. 3. deutscher Dichter. 4. gleich machen. 5. Wasserfahrzeug. 6. britische Besitzung in Indien. 7. Haustier. 8. Oelpflanze. 9. Zahl. 10. Papiermaß. 11. Dickhäuter. 12. Geheimer. 13. Laufvogel. 14. Wochentag. 15. Beglaubigung. 16. Singspiel. 17. Steigegerät. 18. Gebißstange am Zaum. 19. Personenbeschreibung. 20. Kornkäfer. 21. norwegischer Dichter. 22. Schachfigur. 23. Stichwaffe. 24. Planet. 25. Flachland. 26. Erziehungsanstalt. 27. Rechenfaktor. 28. Krankheitserscheinung. 29. Glücksrad. 30. Wärmespender. 31. Würfelspiel. 32. Stadt in Jütland. 33. grüner Edelstein. 34. Unterkunft. 35. Land.

Auflösung des Silbenrätsels

Gegenseitige Hilfsbereitschaft ist der vornehmste Zug der Solidarität.

1. Gärtner. 2. Eau de Cologne. 3. Gewehr. 4. Epirus 5. Nervosität. 6. Solo. 7. Ephrain. 8. Ivanhoe. 9. Tapete 10. Idaho. 11. Geometrie. 12. Eros. 13. Historiker. 14. Ibsen. 15. Lanze. 16. Forum. 17. Stigma. 18. Binde. 19. Eisenbahn. 20. Rohrdommel. 21. Edessa. 22. Idiot. 23. Teller. 24. Solingen. 25. Cordoba. 26. Hasard. 27. Avers. 28. Freitag. 29 Tinte. 30. Inhärenz. 31. Stottern.

Vom Baume des Bösen

Von Marcel Berger.

Autorische Uebersetzung von Hans Adler.

10)

Philipp verteidigte ihn in keiner Weise:

„Wenige sind so verhaßt wie er. Und mit Recht. Die Henker der Inquisition waren nicht gefährlicher als dieser Arzt in Uniform. Seiner Methode, widerspenstige Patienten wochenlang in den Dunkelarrest zu sperren, hat mancher die Tuberkulose zu danken.“

„Und er ist der einzige Arzt im Hotel?“

„Ja.“

Mir wollte der haßerfüllte, tierische Ausdruck in den Blicken des Dieners nicht aus dem Sinn.

„Uebrigens gefällt mir auch dein Diener Anton gar nicht,“ sagte ich. „Bist du seiner sicher?“

„Weshalb denn nicht? Bis vor vierzehn Tagen habe ich ihn sogar für einen ganz guten Kerl gehalten. Aber seither . . . Ich will dir die Geschichte erzählen. Ich hatte einen Hund, ein kluges, treues Tier. Er war unserer Kompagnie im Felde bei Givenchy zugelaufen. Vor zwei Wochen wurde er mir krank . . .“

„Was fehlte ihm?“

„Ich weiß es nicht. Eine recht merkwürdige Krankheit. Er drehte sich den ganzen Morgen wie toll um sich selbst und bellte sich dann förmlich zu Tode. Es war ein schauerlicher Todeskampf . . .“

Ich bemerkte, daß Philipps Hände zitterten.

„Anton hatte dieses Tier scheinbar so liebgewonnen wie ich. Aber wie es jetzt im Sterben jammernd in seinem Korbe lag, und mit gequälten Blicken um eine letzte Zärtlichkeit bettelte, verließ er gleichgültig und ungerührt das Zimmer, ohne sich überhaupt nach ihm umzuschauen: Er hat kein Herz! Ich machte ihm Vorwürfe, aber er gab ruhig zu, daß er nichts und niemand mehr lieb haben könne . . . Wenigstens verstellt er sich nicht!“

La Tour-Aymon sah mir in die Augen:

„Ich bin bitter,“ sagte er.

Er versuchte zu lächeln:

„Laß mich wieder gesund sein und du sollst sehen, wie mein Herz von Güte und Menschlichkeit überströmen wird . . .“

6.

Philipp führte mich in mein Zimmer, das von dem seinigen durch eine kurze Galerie getrennt war, die jetzt von elektrischen Lampen hell beleuchtet war. Ein schwerer persischer Läufer dämpfte das Geräusch unserer Schritte. Mein Zimmer war geräumig und wohnlich, mit modernen, englischen Möbeln eingerichtet.

Ich machte rasch Toilette und wir begaben uns in die Halle hinunter. Herr Müller begrüßte uns ehrerbietig. Im Büro saß seine Frau, nicht mehr ganz jung, mit Augengläsern, in schwarzem Seidenkleide. Kellner trugen Tassen mit ausgewählten Likören und allerlei Erfrischungen vorbei.

In einem kleinen Nebensaale saßen die Ausflügler, die das Schloß zwischen zwei Zügen besichtigt hatten. Sie wurden von den Kellnern mit merklicher Mißachtung behandelt.

„Es wird nicht jeder hier aufgenommen,“ warf ich hin und erzählte Philipp die Szene, deren Zeuge ich bei meiner Ankunft gewesen war, wie das junge Ehepaar Verdier ohne die Intervention von Dartigues keine Unterkunft gefunden hätte.

„Natürlich,“ sagte Philipp ungeduldig, „den Ritter bedrängter Damen zu spielen, das ist sein Fall. Und Herr Müller ist selbstverständlich in Devotion zerflossen. Ich verstehe überhaupt nicht, welchen Sinn dieses Verbot haben soll. Ich selbst liebe die Ruhe, aber trotzdem finde ich diese Geschichten übertrieben . . .“

„Das Verbot ist doch nur ein provisorisches?“

„Vorige Woche, als König Konstantin von Griechenland heroben war, mag es ja gerechtfertigt gewesen sein. Aber jetzt . . .“

„Kennst du alle Leute hier?“

„Es sind nicht gar so viele,“ sagte Philipp. Dann wies er auf einen großen, alten Herrn mit weißen Haaren, der im Jagdanzug, einen Karabiner um die Schultern gehängt, eben eintrat.

„Das ist der einzige Gast, den ich nicht einmal noch sprechen gehört habe. Ein Engländer, Lord Paddock. Er ist seit drei Tagen hier und steigt den ganzen Tag in den Felskämmen herum, um Gemsen zu schießen.“

Ich blickte dem Engländer, der sich dem Lift näherte, nach. Er sprach eifrig mit einem Herrn, der ihn begleitete und sein Gesicht blieb im Schatten, während er durch die Halle schritt. Trotzdem schien es mir, als wäre mir dieser alte Gentleman mit den schneeweißen Haaren schon irgendwo begegnet.

„Ist Fräulein Simpson in ihrem Zimmer?“ fragte mein Freund ein Kammermädchen, das sich an der Stiege zeigte.

„Nein, ich glaube, daß das Fräulein schon auf dem Tennisplatz ist.“

Philipp errötete jäh:

„Schon?“ sagte er. „Sie geht sonst erst viel später. Komm, wir wollen sie aufsuchen.“

Das Zimmermädchen war weitergegangen. Ein auffallend hübsches Gesichtchen. Es fiel mir ein, daß es die Kleine gewesen sein konnte, von der Marius gesprochen hatte, und ich empfand eine ganz unbegründete Genugtuung in dem Gedanken, daß sie ihn abgewiesen hatte.

Das Herz schlug mir schneller, als ich nun Evelyne wiedersehen sollte. Eigentlich lächerlich! Sie, die ich als kleines Mädchen mit Zöpfen gekannt hatte.

Während wir durch den Hof schritten, warf ich einen forschenden Blick auf die Kommangobäume, von denen ich soviel gehört hatte.

Wir kamen auf ein breites, felsiges Vorgebirge, von wo aus wir einen grandiosen Rundblick hatten. Der schneebedeckte Gipfel der Jungfrau überragte majestätisch die übrigen Gletscher. Ein frischer Lufthauch strich vom Berner Oberland herüber.

Ich fragte Philipp, ob er nicht kalt habe.

„Nein. Der Tennisplatz ist vollkommen windgeschützt.“

Er zeigte mir unten eine mit Bäumen bepflanzte Esplanade, zu der quer durch den gepflegten Rasen ein Fußweg führte. Gitter umschlossen das Spielfeld. Wir waren zur Stelle. Zwei Personen bewegten sich auf dem betonierten Platze: ein großer, muskulöser, weißgekleideter Herr mit bloßem Kopfe, Marius. Und auf der andern Seite des Netzes Evelyne . . .

„Erkennst du sie?“ fragte Philipp.

Ich hielt die Hand vor die Augen, wie um mich gegen das Sonnenlicht zu schützen. Sie sah uns, ließ das zum Service erhobene Rakett sinken und lief auf uns zu.

„Guten Morgen, Onkel,“ rief sie vergnügt.

Sie hatte mich in Houlgate immer „Onkel“ genannt, um den Altersunterschied zwischen uns zu markieren. Ich zog den Hut, und wir lachten uns in die Augen. Wir schüttelten uns freundschaftlich die Hände. Ich war wie geblendet. Das zarte, hochaufgeschossene, etwas ätherische Mädchen von damals hatte sich zu einer entzückenden jungen Dame entwickelt, deren Formen sich harmonisch durch den weißen Seidensweater zeichneten. Das Gesicht trug noch dieselben süßen Züge wie damals und die blonden Zöpfe waren nun wie ein goldener Helm um ihren Kopf aufgesteckt.

(Fortsetzung folgt.)

Für unsere Frauen

Euch ist ein Kindlein heut' gebor'n...

Wieder strahlt die Welt im Lichterglanz. Weihnachten, das Fest der Liebe und des Friedens, ist eingekehrt und erfüllt alle Herzen mit freudiger Hoffnung. Noch immer erklingt das alte Lied von der Geburt, des göttlichen Kindes jubelnd in allen Landen noch immer harren, nach zweitausend Jahren, Generationen auf Generationen auf die Erfüllung der Verheißung jener Wundernacht, wo Maria den Erlöser der notleidenden Menschheit gebar. Und gläubig schwingen sich alljährlich zum fernen Sternenraum die alten Gesänge empor, deren Inhalt die Befreiung der Welt vom Joch verkündet.

Doch vergebens! Die Erlösung der Bedrückten durch Wunder und Wundertäter ist ausgeblieben. Christus selbst mußte am eigenen Leibe erfahren, daß die herrschende Klasse nur von ihren Rechten, nicht aber von ihren Pflichten gegen die Unterdrückten etwas wissen wollte und ihn beseitigte, weil er ihr unbequem wurde. Seitdem ist nur die christliche Weihnachtsidee verblieben, und auch mit dieser ist es schlecht bestellt. Längst schon ist Weihnachten nicht mehr das Fest der Armen und Notleidenden, es ist schon längst in den Besitz der Reichen, Schlemmer und Egoisten übergegangen, und der kärgliche Brocken, der an diesen Tagen vom Tische des Wohlstands für sie abfällt, wiegt die Not und das Elend des ganzen Jahres nicht auf, und ist wie ein Hohn auf die sogenannte „göttliche" Weltordnung, wenn man sich einmal im Jahre daran erinnert, daß es auch Not und Hunger unter der Menschheit gibt.

Schon lange ist die Erzählung von der Geburt Christi eine Lächerlichkeit geworden, im Vergleich zu den Proletariergeburten, die täglich und stündlich vor sich gehen, wo Kinder in erbärmlichster Not geboren werden, kaum das Notwendigste an Bekleidung finden und die Proletariermutter schlimmer gebettet liegt, als im einem Stall. Trägt nicht eine jede solche Mutter einen Heiligenschein? Ist es nicht besser, in diesen naheliegenden Momenten einzugreifen und Christenliebe zu üben, als nur die schöne Idee zu hören und zu erzählen? Aber, wie ist dies in Wirklichkeit! Auf der einen Seite die Legende vom göttlichen Erlöser auf Heu und auf Stroh und zu seiner Ehre im Kreise des Reichtums volle Töpfe, strahlende Lichterbäume, selig erglänzende Kinderaugen, auf der anderen Seite bitterstes Leid in Proletarierhäusern, wimmernde Kindchen an Mutterbrüsten mit schlechter Nahrung, Hunger und Finsternis in allen Ecken — und keine Hilfe, kein Erlöser gleicht die Unebenheiten aus. Ja, Weihnachten, das Fest der Wunder mit seinem Märchenglauben ist vorbei, es findet nur noch Ausdruck in vollen Kassen und satten Mägen, im krassesten Selbsterhaltungstrieb.

Die arbeitende Klasse muß erkennen, daß kein Wunderglaube, kein Zufallserlöser sie aus den Banden alter Knechtschaft befreien kann. Besonders die Frauen müssen aus der Christusmär die Lehre ziehen, daß gerade die Proletarierkinder in der ganzen Welt am schlechtesten dastehen, zum Hohne dafür, daß Christus selbst ein Kind des Volkes gewesen ist. Seine Lehre, die sicherlich das Beste für die Menschheit wollte, wird heute vom Kapital zu einer Phrase herabgewürdigt, weil sie wohl als Lippenbekenntnis existiert, nicht aber ein praktisches Christentum, zum Segen aller, umgewandelt wird.

Das wahre Menschentum, tiefste und reinste Religion ist nur allein in der Idee des Sozialismus verborgen, der keine Unterschiede macht, sondern alle Menschen zu Schwestern und Brüdern vereinigen will. Der Weihnachtsgedanke stärkt in uns Sozialisten die Hoffnung, daß das echte, wahre Menschentum dann erst Einzug halten wird, wenn die Proletarier und Arbeiterfrauen die sozialistische Idee erkennen und die sozialistische Welt erbauen werden.

Weihnachten ist eingekehrt! Wir wollen den Lichtstrahl kommender Zeiten in Freuden erglänzen lassen, wir wollen mit ganzer Kraft rüsten zur Verwirklichung wahren Weihnachtssehnens, auf daß allen Bedrängten und Notleidenden der Erlöser erstehe, das Morgenrot der Arbeiterklasse, der funkelnde Stern am Weltenfirmament, die Weihnacht des Sozialismus!

Alice Kowoll.

Welt im Licht

Künstlich zwar ist dieses Licht entzündet, das Weihnachten
in jedem Hause brennt, vielflammig oder in Bescheidenheit, als
Symbol aber hat es doppelt hellen Schein und eine vielfache
Wirkung, denn wer kann von sich sagen, daß ihn nicht um die
Weihnachtszeit und Weihnachten insbesondere eine seltsame
Weichheit der Stimmung umfangen hält, die ganz gewiß nicht
nur Stimmung ist, sondern ein seltener Zustrom an schlackenfreier Gesinnung, ausstrahlend in eine Welt des Schönen und
des Friedens. Das „Friede auf Erden . . ." wird wie aus einem
Zauber geboren, vom Wunsche aus zum Glauben gesteigert und
erhärtet. Helle und beschattete Erlebnisse des Jahres, dessen
Ende wir um diese Zeit fast erreicht haben, ballen sich zusammen zu einem Ganzen und werden als Ganzes noch einmal gewertet in dieser Spanne Zeit unseres Glaubens an das Schöne und an den Sieg des Guten. Bei weitem nicht immer lichtvoll stehen diese Erinnerungen neu auf, doch ist darüberhin der Glaube an das lichtvollere Leben, um das wir ringen, gestern wie heute und morgen, ganz und gar Glanzpunkt und Trost.

Wir lieben dieses Fest. Alle lieben es. Der Kampfgenosse wie der Gegner im Kampf. Wir lieben es zwar anders als die Kirchenchristen, deren Glaube und Lebensgefühl mit unserm nicht identisch ist. Wir lieben es auch anders als jene Menschen, die da meinen, mit klingendem Beutel die Welt regieren zu können, jetzt und immerdar. Wir lieben dieses Fest, weil es uns glauben macht, daß die Beziehungen von Mensch zu Mensch noch einmal wieder lebendiger und gerechter, reiner und tiefer werden, weil wir uns noch wieder erringen werden, was der Menschheit verloren ging an Freiheit im besten Sinne des Wortes, an Frieden nach innen und außen, an Liebe auch, die weitum fehlt. Als Labsal steht solch ein Fest an unserm Weg. Wir nehmen es mit Dank. Zwar sind wir zu arm, es einem jeden Menschen als Labsal zu reichen. Und wie ein Schatten fällt es auf den breiten Weg des Lebens, daß für viele unserer Brüder und Schwestern zu diesem Fest nur ein winzig kleines oder gar kein Licht Schönheit ausstrahlt, um Glauben schenken zu können, während andererorten der Glanz so reich und schwer erstrahlt, daß die Menschen ihn nicht auffangen und werten können. Diese durchaus ungerechtfertigte Verteilung, die zu einem Ausgleich zwingt, zu jenem gerechten Ausgleich, um den wir kämpfen, verbirgt auch um diese Festeszeit die Schatten nicht, die aus Klage und Not und Sehnsucht erwachsen, aus einer Sehnsucht, die in diesen Tagen flackernder noch brennt und auch bereits vergessenes Leid ins Licht stellt. Aber es wird Lebendigkeit des Glaubens in uns, wenn wir hoffen, die Welt einerseits aus leiblicher, andererseits aus großer seelischer Verarmung in eine Welt des Lichts heben zu können, die uns den Frieden schenkt, an den wir glauben und um den wir kämpfen wollen, auch für die Schwestern und Brüder, die in den Jahrhunderten nach uns über die Erde gehen werden. Aus dem Friedensglauben des Weihnachtsfestes soll einmal ein wirkliches Reich des Friedens erwachsen.

Kind und Weihnachten

Man hat Weihnachten oft das Fest des Kindes genannt. Die bürgerliche Welt versteht darunter nicht viel mehr, als daß es Kinderglück und Kindesrecht sei, mit möglichst vielen „Weihnachtsfeiern" in Schule, Kirche, Vereinen und Freundeskreisen bedacht zu werden und schließlich am Christabend an reich gedecktem Gabentische zu stehen. Wo einmal in der Vorweihnachtszeit ein Wort fällt von Winterleid und Winterdunkel, da sieht man schon Unrecht gegen kindliche Freudenrechte heraufziehen.

Von heiliger Madonnenart

Geht stammelnd noch die fromme Sage
Und schleudert hart in Gegenwart
Die schwere, himmelsmüde Frage.
Nichts köstlicher als mit dem Kind
Der Mutter sternenselig Beten —
Und billiger als Spreu im Wind
Und tief in Erdenstaub getreten.

Warum nicht du? Bist du nicht auch
Von ewiger Schöpferhuld umfangen?
Und starrst in Welt von Schmutz und Rauch
Dein armes, welkes Glückverlangen!
Um herbe Stirn kein Sternenreif,
Kein Sonnenspiel der Muttergnaden,
Die müden Glieder schwer und steif
Mit Fluch des Kommenden beladen.

Du Weib und Mutter, wund in Qual
Nach altem Herrenrecht geboren,
Nicht sieben Schwerter — Stahl an Stahl
Ging heiß in deiner Brust verloren.
Der ew'gen Lampe milder Schein
Schmiegt nicht Verklären dir zu Füßen,
Doch jeder Tag sinnt neue Pein,
Nach Herrenbrauch dein Weh zu grüßen.

Madonna du im Bettlerkleid,
Dem Himmelswächter Sonne wehren,
Allüberall, wo Menschenleid
Und Erdennot nach Recht begehren,
Du unsre liebe Frau, du Gut,
Dem Ehrfurcht noch im Kampf begegnet,
Du Weh in Eisen und in Blut,
Du Weib und Mutter, sei gesegnet!

Franz Rothenfelder.

Das ist bürgerliche Erziehung — Abschließen des werdenden Menschen vom Leben, das dann eines Tages, wenn es ihn einmal berührt, ihm fremd und untragbar erscheint.

Wir stecken alle irgendwie drin in dieser bürgerlichen Kultur. Wir können nur tasten und versuchen, unsere Kinder, die doch aus Leben und nicht aus Starre zu uns kommen, zu wahrerem, sinnvollerem Dasein zu führen. Uns Großen ist die Legende, auf der — das haben wir ja meist schon längst vergessen — das winterliche Fest sich aufbaut, nichts anderes als eine viel zu oft gehörte und nun bedeutungslose Geschichte. Aber man erzähle sie in irgend einer Abendstunde einem kleinen, noch unberührten Seelchen! Es wird sie ganz „verstehen", die tiefe Tragik der abendlichen Herbergssuche und der Nacht im Stall, ebenso wie die beglückende Schönheit der Geburtsstunde in solcher Armut und Weltverlassenheit. Es wird wirklich mit den Engeln jubeln können und sich mit den Hirten, den einfachen, schlichten Menschen, auf den Weg machen, das Kindlein aufzusuchen, und der große, helle Stern über dem Stalle wird ihm leuchtend vor Augen stehen. Ich habe nach solch einer Stunde selbsterdachte Lieder der Kleinen gehört, die an holzschnittartiger Innigkeit und Schlichtheit all unsere vielgesungenen, oft so weichlichen Weihnachtslieder in den Schatten stellten.

Als die Stadt uns noch nicht ertötet hatte, kannten wir noch einen anderen Sinn des Weihnachtsfestes. Wir wußten um die Sehnsucht nach der Sonne, dem Lebensquell, der wiederkommen würde nach Winterstare und Kältegrad. Das Kind ist noch eins mit aller lebendigen Kreatur. Es fühlt sich Bruder den Hasen und Rehen, die sich vor dem Frost im Walde kaum bergen können. Es weiß von den Blumen, die schlafen und vom Frühling träumen. Wir müßten das Kind nur nicht all diesen Dingen entfremden; dann könnten wir „Wintersonnenwende" mit ihm feiern.

Ich erlebte einmal, wie ein noch nicht drei Jahre altes kleines Mädchen am Fenster saß, in den wirbelnden Schneesturm draußen schaute und das, was ihm durch den Sinn ging, in eintöniger, schwermütiger Weise in diesem „Liede" sang:

„Es flog ein kleiner Vogel in die weite, weite Welt
und weinte, weinte. —
Da kam eine Meise und sagte:
Ich bin nicht hungrig, und dir hab ich auch was mitgebracht."

Mir war, als sei alles Leid des Hungerns und der Armut in dieser Kinderdichtung beschlossen. Freilich, das kleine Mädchen hatte noch nichts anderes als ein Leben aus sich selbst heraus gelebt und keine „bürgerliche Erziehung" genossen. —

Es kann nicht geleugnet werden, daß auch als Fest des Schenkens Weihnachten den Kindern gehört. Die Vorfreude auf die Erfüllung langgehegter heißer Wünsche hilft über dunkle, trübe Wintertage hinweg. Aber auch der Gabentisch ist schon manchem Kinde mehr zum Verhängnis als zum Glücke geworden. Wir sollten uns bewußt sein, daß eine Ueberfütterung mit Spielsachen die Kleinen allmählich zur Passivität und zur Langeweile bringt. Was wir ihm in die Hände geben, sollte immer so sein, daß es seinem Schaffenstrieb entgegenkommt, seiner Phantasie freie Betätigung läßt. Alle fertigen Dinge, mögen sie uns Großen noch so reizvoll erscheinen, scheiden damit aus.

Baukästen, Buntpapiere, Farbstifte, Knetmassen, Bücher, auch Handwerkskästen für die Knaben und Puppen für die Mädchen werden bestehen bleiben. Erst kürzlich sagte mir die Leiterin eines Montessori-Kinderheimes, daß sie nur einen einzigen Jungen habe, der nicht zur selbständigen Betätigung, zur Freude am Schaffen komme, und das sei ein mit Spielzeug verwöhntes Kind. Alle anderen, drei- bis sechsjährigen, konnte ich selbst beobachten, wie sie stundenlang ganz ohne jegliche Anleitung in selbstgewählter Arbeit lebten, ob es nun Malerei, Kleberei, Stiefelputzen oder Stubenscheuern war, und ich fühlte mich richtig beglückt durch so viel arbeitsfrohes, in sich selbst ruhendes Menschentum. Nur diese Lust an eigener, selbständiger Tätigkeit kann uns ein Leben lang reich und lebendig erhalten. Das Weihnachtsfest sollte uns helfen, diese Lust unseren Kindern zu erhalten und nichts Angeborenes in Gedankenlosigkeit zu ersticken.

Annemarie Reichwage-Huth.

Christentum und Sozialismus

Ohne die Zustände im römischen und judäischen Reich zur Zeit Christi, wo die Juden unter der Herrschaft der Römer seufzten, ohne den furchtbaren Druck und die Sklaverei des die damalige Welt beherrschenden römischen Reiches und ohne die tiefe Mißstimmung und das Unbehagen, das die von Rom unterjochten Völker beseelte, war nicht denkbar, daß die religiösen und sozialen Ideen jenen Anklang gefunden hätten, den sie fanden. Sie haben den Anklang gefunden, weil die Unterdrückten jener Zeit glaubten, es handle sich für sie nicht allein um ein himmlisches Reich, sondern in erster Linie um ein neues irdisches Reich, um Befreiung aus der Sklaverei und Knechtschaft. Besonders waren es die Frauen, die bei dem Verfall des römischen Reiches in der sozialen Stellung, die sie einnahmen, sich in der traurigsten Lage befanden und nach Befreiung lechzten und zwar waren dies vorzugsweise die römischen Frauen aus höheren Klassen, die sich in froher Hoffnung dem Christentum anschlossen. Auf der einen Seite also die Frauen, auf der anderen, die Proletarier, sie beide waren es, die den Grundstock des Christentums bildeten; sie waren die Hauptvertreter sowie Hauptagitatoren, — genau wie heute die Proletarier auf der einen und die Frauen auf der anderen Seite es sind, die den Sozialismus in die weitesten Kreise des Volkes tragen und ihm zum Siege verhelfen werden.

Bebel (Zukunftsstaatsdebatte im Reichstag 1893. Wiedergegeben in: Klüß, August Bebel, der Mann und sein Werk. Verlag Dietz, Berlin).

Weihnachtsfeier im Krankenhaus

Auch für die Kranken im Hospital wird in Deutschland zur Weihnachtszeit der Baum entzündet und Kranke, Aerzte und Pflegepersonal vereinigen sich unter dem Lichterbaum zur Weihnachtsfeier. Unsere Aufnahme wurde bei der diesjährigen Weihnachtsfeier der Berliner Charitee gemacht, an der sogar teilweise die bettlägrigen Kranken durch besondere Genehmigung der Aerzte teilnehmen konnten.

Klein-Eva

Mein schönstes Weihnachtserlebnis.

Als Eva sechs Jahre alt war, kam endlich der Storch auf die Idee, ihr ein Brüderchen zu bringen; d. h. so richtig glaubte sie nicht mehr an den Storch, denn sie hatte im vergangenen Sommer auf dem Lande gesehen, wie eine Kuh ein braun und weiß geschecktes Kälbchen bekam und die am nächsten liegende Frage: „Mutti, wie ist bloß das Kälbchen in die Kuh hineingekommen?" sehr eindringlich verschiedene Male wiederholt. Gegen Weihnachten, als das Brüderchen durch ungestümes Zappeln bereits seine Existenz verkündete, hatten Evas flinke Augen schon längst die Veränderung mit mir entdeckt und es war gar nicht so schwer, dem aufmerksamen Kind diesen Teil der Menschwerdung anzudeuten. Sie machte große, ernste Augen und redete von da ab mit einem zärtlich-geheimnisvollen Unterton in der Stimme von ihrem künftigen Brüderlein.

Die Vorbereitungen auf Weihnachten lenkten sie jedoch wieder ab. Im Hause roch es nach gekochtem Honig und allen Gewürzen des Pfefferkuchens. Abends bimmelte es leise auf der Bodentreppe, wenn der Weihnachtsmann all die geliebten Dinge vom vergangenen Jahre, den Kaufladen, die Puppenstube und den Bauernhof frisch geleimt und angestrichen durch die Dachluke hereinließ. Der Brief in der neu gelernten Sütterlin-Skrift, der abends zwischen die Fenster gelegt und in dem flehentlich um einen neuen Kopf für „Anna-Hulda" gebeten wurde, war verschwunden, kurz es war eine Zeit voller Märchen und Wunder.

Schließlich brach der 24. Dezember an. Ein plötzlicher, scharfer Frost hatte die Stubenfenster mit phantastischen Blumenmustern bedeckt und unsere Eva hauchte müheselig ein kleines Guckloch hindurch. Dabei sang sie mit ihrer hellen frohen Kinderstimme ihr Lieblingslied:

A, a, a, das Kindlein lieget da,
lieget da ganz nackt und bloß
und weinet in der Mutter Schoß.

Abds, wenn die Bescherung stattfindet, wollte sie es uns vortragen. Schließlich waren auch die letzten Wartestunden überwunden und die große Seligkeit hub an. Mein Mann spielte Evas Lied. Sie strahlte den Baum und alle Spielsachen an und begann frisch drauf los zu singen. Plötzlich fegte ein Stoß des eisigen Ostwindes über unseren Balkon und rüttelte an der Tür, so daß uns allen trotz des warmen Weihnachtszimmers eine Ahnung von Kälte und dem Elend, in dem viele Menschen ihre Weihnachten feiern mochten, durchs Herz fuhr.

Auch Klein-Eva hielt bei den Worten inne: „lieget da ganz nackt und bloß", schaut mich an, entdeckt auf der Weihnachtstafel ein Pack blaubebändeter Babysachen, darunter ein weiches, wollenes Jäckchen und flüstert mir verlegen ins Ohr: „Ach, Mutti, möchtest du nicht das Jäckchen für das arme Baby hinunterschlucken?"

H. W.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil. Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Der Erfolg der Nankingregierung

London. Der Gouverneur der Provinz Schansi, der es bisher abgelehnt hatte, seine Einstellung gegenüber der Nankingregierung und den am Bürgerkrieg beteiligten Heerführern bekannt zu geben, hat nach Pekinger Meldungen nunmehr ein Rundtelegramm ergehen lassen, in dem die Unterstützung der Nankingregierung gegen die sogenannte Reorganisation zugesagt wird. Das Telegramm trägt auch die Unterschriften von Marschall Tschanghsueliang und vier angesehenen militärischen Führern des Südens. Der Aufstand gegen Nanking ist nunmehr auf die Generale Tang und Tschangfakwei sowie Wang Tsching beschränkt.

Churchil gegen Snowden

Eine Finanzdebatte am Weihnachtsabend.

London. Die Unterhaustagung am Weihnachtsabend soll ein Rededuell zwischen Churchil und Schatzkanzler Snowden über Finanzpolitik bringen. Die außerordentliche politische Aktivität in der Weihnachtswoche hängt, abgesehen von der innerpolitischen Spannung und Problemhäufung zum erheblichen Teil damit zusammen, daß in den Vorverhandlungen für die Flottenkonferz durch die letzten französischen Mitteilungen an die englische Regierung und die italienische Antwort an Frankreich und inoffizielle amerikanische Hinweise an die Adresse Englands ein neues Entwicklungsstadium eingetreten war und auch die Haltung Englands auf der Haager Konferenz im Hinblick auf die kommende etwa zehntägige politische Ruhepause noch der Klärung bedarf.

Keine Polarfahrt des „Graf Zeppelin"

Dafür eine Südamerika-Fahrt.

Friedrichshafen. Wie der „Luftschiffbau Zeppelin" berichtet, rechnet man nicht mehr damit, daß das von der Aeroarktis geplante Polarunternehmen mit dem Luftschiff im nächsten Jahre stattfinden werde, nachdem sowohl der Luftschiffbau Zeppelin, als auch die Aeroarktis jetzt bisher vergeblich versucht haben, die Versicherungsfrage in befriedigender Weise zu lösen.

Angesichts der vorgeschrittenen Zeit wäre es jetzt schon kaum noch möglich, die erforderlichen Arbeiten am Schiff und gewisse wissenschaftliche und Navigationsinstrumente fertigzustellen. Der Luftschiffbau hat infolgedessen bereits seit einigen Tagen die Vorarbeiten für andere Pläne aufgenommen, die auf dem Gebiete des Verkehrs liegen und eine mehrmonatige Vorbereitung erfordern. In erster Linie kommt eine Fahrt nach Südamerika in Betracht.

Meteorstaub.

Eine Million Meteoriten werden täglich von der Erde angezogen, wenn es sich auch zumeist um Meteorstaub handelt, dessen Teile nur Bruchteile von Grammen wiegen. Die größeren Meteormassen werden von der Sonne angezogen; ihre Gesamtmasse wird mit 60 Tonnen pro Stunde errechnet.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Siemianowitz. Am 27. d. Mts., abends um 7½ Uhr, bei Kozdon Vortrag des Lehrers Lamotischi. Heiterer Abend. Es wird gebeten, recht zahlreich mit den Söhnen und Töchtern zu erscheinen.

Versammlungskalender

Allen Metallarbeitern, Hetzern und Maschinisten

sei hierdurch mitgeteilt, daß die „Energie-Kalender" für 1930 vergriffen sind und nicht mehr geliefert werden können. Bestellungen sind daher zwecklos.

Bergbauindustriearbeitervorstandssitzungen am Sonntag, den 29. Dezember 1929.

Zahlstelle Zalenze und Bismarckhütte, um 9½ Uhr, bei Golczyk, ul. Wojciechowskiego 86. Es ist Pflicht sämtlicher Vorstandsmitglieder, zu der Sitzung zu erscheinen. Tagesordnung wird in der Sitzung bekannt gegeben.

Programm der D. S. J. P., Königshütte.

Dienstag, den 24. Dezember: Sonnenwendfeier im Walde, Abmarsch 10 Uhr abends.

Mittwoch, den 25. Dezember: Feier im Heim, Anfang 5 Uhr.

Donnerstag, den 26. Dezember: Heimabend.

Freitag, den 27. Dezember: Volkstanz.

Sonnabend, den 28. Dezember: Falken-Zusammenkunft.

Sonntag, den 29. Dezember: Heimabend.

Kattowitz. (Achtung, Naturfreunde u. Arbeiterjugend.) Treffpunkt zu unserer Weihnachtstour, 1. Feiertag, früh 5 Uhr, Kattowitz, Bahnhof 3. Kl. Abfahrt 5.15 Uhr. Sonntagsfahrkarten sind bis Bielitz zu lösen. Schlafdecken sind mitzubringen.

Königshütte. (Volkschor.) Am Donnerstag, den 2. Feiertag, nachmittags 2 Uhr, versammelt sich der Volkschor vollzälig im Vereinszimmer, um dem Sangesbruder Kruppa das letzte Lied zu singen.

Königshütte. (Freie Turnerschaft.) Am 26. Dezember (2. Weihnachtsfeiertag), nachmittags 5 Uhr, findet im Vereinszimmer des Volkshauses unsere Weihnachtsfeier statt. Hierzu sind sämtliche aktiven und inaktiven Mitglieder mit ihren Angehörigen eingeladen.

Friedenshütte. Maschinisten und Heizer. Am Sonntag, den 29. Dezember, vormittags 10 Uhr, findet im Hüttenkasino unsere Generalversammlung statt. Der Neuwahlen wegen ist vollzähliges Erscheinen der Mitglieder notwendig.